Biblioteka Śląska
Pracownia Śląska
3321 II

Rübezahl

Priebatsch's Verlagsbuchhandlung Breslau

3.-

-.80

Mutter Elſe

Rübezahl

Die schönsten Sagen und Märchen

von dem

Berggeiste im Riesengebirge

von

Rosalie Koch

In neuer Bearbeitung herausgegeben von

Karl Rotter

Mit zahlreichen Illustrationen von
Ludwig Richter u. A. und 5 Voll-
:: bildern von Ernst Krantz ::

Priebatsch's Verlagsbuchhandlung, Breslau

2590
36

3321
II

Goerlich u. Coch
Breslau 4.8.36
Ceno Rm 1.—

X-4364
3321 II

25.000,—

22 E

Vorwort des Herausgebers.

Wem das Glück zuteil wurde, eine Wanderung durch das Riesengebirge unternehmen zu können, der ist freudig überrascht von der Fülle anziehender und fesselnder Landschaftsbilder, die sich in reizvollem Wechsel dem Auge darbieten: bald heiter, friedlich und freundlich, bald ernst und wild und großartig. Dunkle Wälder stehen an den Abhängen. Hoch zu den Wolken ragen die breiten, kahlen Gipfel auf, in feinen, bläulichen Dunst gehüllt, von Sonnenglanz überstrahlt. Schäumende Bäche rauschen durch die Schluchten und stürzen brausend über steile Felswände zu Tal. Ist man nach stundenlangem Steigen auf der Höhe des Gebirges angelangt, so sieht man sich in eine ganz fremdartige Welt versetzt. Weit auseinander wohnen die Menschen in niedrigen Bauden. Der Fuß schreitet über Stein und Fels, und eigenartige Blumen sprießen zwischen dem Geröll hervor. Die Kiefern mit ihren grünen Nadeln bilden niedriges, struppiges Gebüsch; eng zusammengeduckt, klammern sie sich mit langen Ästen an den Boden und lassen den bösen Wind unbesorgt über ihre Köpfe hinpfeifen. Aus den beiden Schneegruben, die in grauenvollem Sturze 300 m tief abfallen, leuchtet auch den heißesten Sommer hindurch das winterliche Weiß. Herr-

lich ist bei klarem Wetter die Aussicht auf die Berge und Täler weit umher und auf die schier zahllosen Ortschaften, die aus grünem Grunde heraufschimmern.

Eben noch war der Ausblick frei und hell — da schweben plötzlich breite, graue Nebelmassen aus den waldigen Gründen herauf, jagen als gespenstische Ballen und Fetzen über die Höhen, verdüstern den Himmel und hüllen den Wanderer in einen feuchten Schleier, so daß er nichts mehr von der Welt sieht und kaum den Weg zu seinen Füßen zu erkennen vermag. Diese Verwandlung erfolgt oft so schnell wie auf einen Zauberschlag, und man könnte dann glauben, ein neckischer Geist treibe da sein Spiel. Ja, die Leute im Riesengebirge erzählen wirklich seit alten Zeiten seltsame Geschichten von einem Berggeiste, der tief in der Erde wohnt und dort große Schätze von Gold und Edelsteinen hütet, aber auch draußen auf den Bergen sein Wesen treibt und in der Nähe der Schneekoppe einen Garten voll wundersamer Kräuter und Blumen hat. Der Geist wurde schon in den verschiedensten Gestalten gesehen: als Bergmann, Jäger, Kaufmann usw. Er kann sich auch in ein Tier, in einen Baumstamm, in einen Wirbelwind verwandeln! Manchmal liegt er lang hingestreckt in seinem Garten und schaut ins Tal hinab. Dann wieder geht er über die Berge, wie ein fürchterlicher Riese anzusehen, mit wild blitzenden Augen und wallendem grauem Bart, eine lederne Bergmannskappe auf dem Kopfe, eine mächtige Stange in der Hand. Oft aber ist er auch unsichtbar dort, wo man ihn nicht vermutet, belauscht ungesehen das Gespräch der Bauern und guckt durchs Fenster in die Bauden. Er liebt es, den Menschen einen Possen zu spielen, sie durch plötzlich hereinbrechendes Unwetter, durch Regen- und Hagelschauer zu erschrecken. Nach dem Bericht alter Bücher legt er den Bauern Steine an Stelle der Eier in den Korb, steckt den Arbeitern Kröten und Eidechsen an

Stelle des Fleisches an den Bratspieß. „Er gesellt sich zu den Wanderern, die er auf dem rechten Wege zu erhalten vorgibt. Wenn er sie ganz in die Irre geführet, daß weiter weder Weg noch Straße ist, schwinget er sich auf einen Baum, reißet das Maul auf, geckset und lachet, daß es weit und fern im Walde erschallet." (Wolfgang Bütner, 1576.) Besonders die hartherzigen, lügnerischen Menschen läßt er seine Streiche fühlen; dagegen ist er den ehrlichen, arbeitsamen, gutherzigen Menschen oft ein Freund und Helfer.

Lange war der Berggeist ohne Namen. Da geschah es, daß er einst die Rüben auf einem Felde zählen mußte; davon werden wir gleich in der ersten Geschichte ausführlich hören. Damals wurde der Berggeist durch die List eines Fräuleins arg betrogen und angeführt. Die Menschen lachten ihn dafür tüchtig aus und gaben ihm obendrein einen Spottnamen, der bis heute an ihm hängen geblieben ist: Rübenzähler oder Rübezahl. Auf der böhmischen Seite wird er auch der Herr Johannes genannt. Zuverlässige schriftliche Nachrichten über ihn*) gehen bis ins Jahr 1561 zurück, wo er auf einer Landkarte des Herzogtums Schlesien, gezeichnet von dem Breslauer Martin Helwig, als „Rübenzal" zum ersten Male bildlich dargestellt wird. Wir sehen ihn da als abenteuerliche Tierfigur mit Bocksbeinen, dreiteiligem Schweif und einem Hirschgeweih. Über den Ursprung der Rübezahl-Sage gehen die Ansichten auseinander. Th. Donat**) hält sie für ein Überbleibsel des heidnischen Glaubens der alten Völker, die auf dem Gebirge ihre Götter verehrten. Dagegen

*) Siehe Prof. Dr. Konrad Zacher, „Rübezahl-Annalen bis Ende des 17. Jahrhunderts," in der Festschrift des Riesengebirgsvereins zu Breslau.

**) „Der Name des Berggeistes im Riesengebirge," nach dem „Wanderer im Riesengebirge" wiedergegeben in dem Buche „Bilder aus Schlesien und Posen" von Dr. Karl Burmann.

sucht Dr. P. Regell nachzuweisen, daß fremde Bergleute, vielleicht vom Harz aus, die Sage ins Riesengebirge eingeführt haben.*) In erster Linie aber hat wohl die an geheimnisvollen Erscheinungen und Stimmen so reiche Natur des Riesengebirges die Sagengestalt des Berggeistes entstehen und fortleben lassen.

Die hier gebotenen Erzählungen von Rosalie Koch — Lehrerin in Breslau, am 26. August 1880 in Jauer gestorben — sind durch zahlreiche kleine Änderungen ansprechender und für den wenig geübten Leser leichter verständlich gestaltet worden; soweit der ursprüngliche Text von Musäus herrührt, wurde er hierbei zum Vergleich herangezogen.

Ich hoffe, daß die Buben und Mädchen die Geschichten auch in dieser Fassung gern lesen, auch einmal ihren Eltern, Geschwistern und Kameraden vorlesen werden.

*) „Zur Entwicklung der Rübezahlsage", Band XV der Veröffentlichungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde, Breslau 1913.

Woher Rübezahl seinen Namen hat.

Unsichtbar schlich der Berggeist einmal von seinen Felsen ins Tal hinab und lustwandelte zwischen grünem Gesträuch und blühenden Hecken. Da gewahrte er ein überaus liebliches Mädchen, eine Königstochter, die sich mit ihren Gespielinnen ins Gras gelagert hatte. Sie pflegte oft mit den Jungfrauen ihres Hofes in diesen Büschen zu lustwandeln, für ihren Vater Erdbeeren zu pflücken, duftende Kräuter und Blumen zu sammeln. „Ei", dachte der Berggeist, „dies schöne, heitere Mädchen wäre eine gar erfreuliche Gesellschaft in meinem einsamen Reiche," — und alsbald verwandelte er sich in einen Sturmwind, faßte die schöne Emma und entführte sie hoch hinauf in das Gebirge. Ihren Freundinnen hatte der Wind Staub in die Augen geweht, sodaß sie geblendet dastanden. Als dann die Prinzessin aus ihrer Mitte verschwunden war, erschraken sie nicht wenig. Aber all ihr Suchen, all ihr Klagen war vergeblich. Der König, Emmas Vater, war sehr betrübt über das Verschwinden der Prinzessin. Er nahm die goldene Krone von seinem Haupte und verhüllte sein weinendes Angesicht mit dem Purpurmantel.

Am traurigsten aber war die Prinzessin selbst, als sie sich plötzlich in dem Palaste des Berggeistes befand, den er im Augenblick aufgebaut und mit soviel Reichtum und Glanz

ausgeschmückt hatte, wie es die Königstochter selbst am Hofe ihres Vaters nicht gesehen. Sie selbst war auf das kostbarste gekleidet, und eine ganze Reihe Kisten und Schränke standen mit allerlei Putz und Schmuck für sie angefüllt. Ein schöner Lustgarten umgab den Palast von drei Seiten, die Obstbäume darin trugen purpurrote und goldene Früchte, und auf den Rasenplätzen, die von den seltensten Blumen eingefaßt waren, lag dunkler, kühler Schatten. Der Berggeist wollte, daß es seinem schönen Gaste gefalle. Darum ernannte er die Prinzessin zur unumschränkten Herrin dieser Besitzung und folgte jedem ihrer Winke wie einem Befehl. Aber bei alledem fühlte sich Emma doch unglücklich, denn sie sehnte sich nach ihrem Vater und nach ihren Gespielinnen zurück.

Der Geist bemerkte bald die Traurigkeit der holden Prinzessin und dachte: Es mangelt ihr nur an Unterhaltung, denn der Mensch ist an Geselligkeit gewöhnt, gleich der Biene und Ameise. Und flugs ging er hinaus aufs Feld, zog auf einem Acker ein Dutzend Rüben aus, legte sie in einen zierlich geflochtenen Korb und brachte sie der Prinzessin.

„Holde Erdentochter," redete er sie an, „Du sollst nun nicht länger einsam sein; in diesem Korbe ist alles enthalten, was Du brauchst, um diesen einsamen Ort zu beleben. Nimm diesen kleinen, bunten Stab, berühre eine dieser Rüben damit, und sie wird sich verwandeln, wie es Dir gefällt." Darauf verließ er die Prinzessin.

Diese zögerte keinen Augenblick, von dem Zauberstabe Gebrauch zu machen. „Brinhild!" rief sie, „meine liebe Freundin, erscheine!" Alsbald war die Rübe in ein Mädchen verwandelt: die gerufene Brinhild stand vor der Prinzessin und liebkoste sie mit Tränen der Freude. Emma war nun glücklich, ihre liebste Gespielin bei sich zu haben. Sie lustwandelte Hand in Hand mit ihr durch den Garten, brach von den köstlichsten Früchten für sie ab, zeigte ihr die schönen

Kleider, die Ketten und Spangen von Gold und Edelsteinen und vergaß über Brinhildens Bewunderung fast all ihr Leid.

Nun verwandelte Prinzessin Emma auch noch die übrigen Rüben durch den Zauberstab, so daß sie wieder alle ihre Kammerfrauen, sogar ihre Katze und ihr Hündchen um sich hatte. Wie sie so ihren alten Hofstaat um sich versammelt sah, war sie wohl zufrieden mit dem Berggeiste und zeigte ihm zum erstenmale ein freundliches Gesicht. Aber ihr Glück war von kurzer Dauer, denn nur zu bald bemerkte Emma, daß die blühende Gesichtsfarbe ihrer Gesellschafterinnen erbleichte und sie selbst nur noch die einzige frische Rose unter den abwelkenden Jungfrauen war. Ja, eines Morgens, als Emma klingelte, kamen an Stäben und Krücken statt der Kammerfrauen lauter alte Damen ins Zimmer gehumpelt, die zitterten und husteten, daß es traurig anzusehen war; das Hündchen hatte alle viere von sich gestreckt, und die Katze konnte nicht mehr kriechen vor Schwäche. Bestürzt verließ die Prinzessin diese unheimliche Gesellschaft, trat auf den Balkon hinaus und rief den Geist, der auch sogleich erschien.

„Was hast Du mit meinen Gespielinnen und Kammerfrauen gemacht, boshafter Geist!“ redete sie ihn zornig an; „mißgönnst Du mir diese einzige Freude in meiner schrecklichen Gefangenschaft? Wenn Du ihnen nicht sogleich Jugend und Wohlgestalt zurückgibst, will ich nichts mehr von Dir wissen!“

„Zürne nicht,“ bat der Berggeist, „ich kann das Unmögliche bei aller meiner Kraft nicht erfüllen. Solange noch Saft in den Rüben war, konntest Du sie durch den Zauberstab nach Deinem Gefallen verwandeln. Sobald aber die Rüben vertrocknen, müssen auch die verwandelten Gestalten verwelken. Aber gräme Dich deshalb nicht zu sehr, schönste Emma, ich will Dir sogleich andere Rüben bringen, mit denen Du Deinen Hofstaat schnell wieder erneuern kannst.“

Der Geist entfernte sich eilig. Emma nahm den bunten Zauberstab zur Hand und berührte mit dem umgekehrten Ende die alten Frauen. Und siehe! Sie verwandelten sich sofort in vertrocknete Rüben, die in den Winkel geworfen wurden. Nun eilte Emma, so schnell sie konnte, zu ihrem Lieblingsplatze, einer grünen Rasenstelle im Garten, um den frisch gefüllten Korb von dem Berggeiste wieder in Empfang zu nehmen. Aber da kam ihr der Geist schon mit sichtbarer Verlegenheit entgegen und sagte ganz ängstlich:

„Ich habe Dir voreilig mehr versprochen, als ich nun zu halten imstande bin. Das ganze Land habe ich durchstreift, um noch einen Rübenacker zu finden, aber die Rüben sind überall schon eingeerntet und verwelken in dumpfigen Kellern. Obgleich es hier in Deiner Nähe Frühling ist, so ist doch das Tal unten mit Eis und Schnee bedeckt, und Du mußt noch drei Monate warten, bis ich Dein Verlangen erfüllen kann."

Da drehte ihm die Prinzessin zornig den Rücken und verschloß sich traurig in ihre Zimmer; der Geist bekam ihr Angesicht nicht mehr zu sehen, so sehr er auch bat. Er begab sich nun als Bauer verkleidet nach Schmiedeberg, kaufte dort auf dem Markte einen Esel und belud ihn mit Säcken voll Rübensamen, womit er einen ganzen Morgen Land besäen konnte. Nun bestellte er den Acker, und seine dienstbaren Geister mußten ein unterirdisches Feuer anschüren. Durch die Wärme schoß das Rübenkraut auch bald lustig genug auf, und der Berggeist durfte auf eine reiche Ernte hoffen. Die Prinzessin ging nun täglich auf das Ackerfeld hinaus, aber es ging ihr mit dem Wachstum der Saat immer noch zu langsam, und ihre Augen verloren allen Glanz, ihre Wangen alle Farbe. Sie war nämlich mit einem schönen Prinzen des Nachbarlandes verlobt gewesen, und die Hochzeit war nahe, als der Berggeist sie von der Erde entführte. Prinz Ratibor durchstreifte nun das Land ohne Unterlaß, um seine

Braut wiederzufinden; er zog sich endlich ganz traurig in die einsamsten Waldungen zurück, weil alle seine Bemühungen erfolglos blieben. Emma aber wünschte ebenso sehr, wieder zu ihm zurückkehren zu können, als Prinz Ratibor, sie wiederzufinden, und sie schmiedete einen klugen Plan, um aus ihrer Haft zu entfliehen und den Hüter zu täuschen.

Allmählich zog nun der schöne Lenz wieder in das Gebirge ein, und die Rüben wurden groß und voll. Die schlaue Emma zog täglich einige davon aus, um allerlei Versuche damit zu machen; sie gab ihnen allerlei Gestalten, anscheinend nur zu ihrer Unterhaltung, aber sie hatte eine andere Absicht dabei. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden und schickte sie auf Kundschaft aus zu ihrem Verlobten:

„Flieg, kleine Biene, gegen Sonnenaufgang zu dem Prinzen Ratibor und summe ihm ins Ohr, daß ich lebe, aber in der Gefangenschaft des häßlichen Berggeistes bin. Verlier kein Wort von meinem Gruße und kehre alsdann geschwind zurück, mir Antwort zu bringen."

Die Biene flog vom Finger der Prinzessin, aber sie hatte ihren Flug kaum begonnen, als eine Schwalbe auf sie herabstieß und sie ver-

schlang. Darauf formte Emma eine Grille, gab ihr denselben Auftrag und sagte:

„Hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge hin zum Prinzen Ratibor und sage ihm, daß ich in der Gewalt des bösen Berggeistes bin, und daß mich der Prinz mit starkem Arme befreien möchte."

Die Grille flog und hüpfte, so schnell sie konnte, aber ein langbeiniger Storch ging eben am Wege spazieren und fing sie mit seinem langen Schnabel auf.

Die Prinzessin wartete lange vergebens auf ihre Boten; aber diese mißlungenen Versuche schreckten sie nicht ab. Sie gab einer dritten Rübe die Gestalt einer Elster und sagte:

„Fliege hin, Du beredsamer Vogel, von Baum zu Baum, bis Du zum Fürsten Ratibor kommst; dem erzähle von meiner traurigen Gefangenschaft und sag ihm, daß er am dritten Tage von heute ab mit Roß und Mann an der Grenze des Gebirges mich erwarten möge."

Die zweifarbige Elster flatterte darauf von einem Ruheplatz zum andern, und Emma folgte ihrem Fluge mit den Augen, so weit sie konnte.

Prinz Ratibor irrte indessen noch immer durch die Wälder, den Verlust seiner holden Braut beklagend. So saß er einmal unter einer schattigen Eiche und rief traurig den Namen der Prinzessin in die Luft. Alsbald hörte er eine unbekannte Stimme rufen und erblickte die Elster auf den Zweigen der Eiche. Sie begann nun herzusagen, was Emma sie gelehrt hatte. Als Prinz Ratibor diese Botschaft hörte, war er voller Freude; er rüstete eine Anzahl Reiter aus und zog mit ihnen guten Mutes den Riesenbergen zu.

Emma hatte inzwischen alles zu ihrer Flucht vorbereitet, denn die Elster war glücklich zurückgekommen und hatte ihr gemeldet, was sie ausgerichtet hatte. Freundlich trat Emma dem Berggeiste entgegen und versprach ihm, sie wolle fortan

gerne bei ihm bleiben, wenn er ihr zuvor noch einen kindischen Wunsch erfüllen wolle. Der Geist war dazu mit Freuden bereit, und nun trug ihm die Prinzessin schalkhaft auf, die Rüben des Ackers zu zählen, ohne sich dabei zu irren, weil sie ihre Zofen und ihre sonstige Gesellschaft daraus wählen wolle und schon jetzt genau zu wissen wünsche, wieviel ihr zu Gebote stehen würden.

Sogleich eilte der Berggeist zum Acker und fing an, die Rüben mit großer Sorgfalt zu zählen. Als er damit fertig

war, wollte er sich überzeugen, ob er sich auch gewiß nicht geirrt habe, und fing noch einmal zu zählen an. Aber da fand er eine ganz andere Zahl als das erstemal, und er mußte das beschwerliche und langweilige Geschäft zum drittenmal beginnen.

Emma benutzte seine Abwesenheit, um ihren Plan ins Werk zu setzen. Sie nahm eine starke, saftvolle Rübe und verwandelte sie in ein mutiges Roß mit Sattel und Zaum. Rasch schwang sie sich nun darauf und sprengte über Stock und Stein dahin, hinab in das Tal, wo Prinz Ratibor ihr schon entgegenkam und die atemlose Flüchtige in seinen Schutz nahm.

Als der Geist mit seiner mühevollen Arbeit endlich fertig war, eilte er, die Prinzessin aufzusuchen. Er konnte sie jedoch nicht finden. Er lief durch die Gänge und Lauben des Gartens, er rief im ganzen Palaste ihren Namen aus und wurde zuletzt unruhig darüber, daß ihm nur der Widerhall Antwort gab. Er schwang sich in die Luft empor, um sein Gebiet zu überschauen — — und da sah er denn seine schöne Gefangene noch in der Ferne, als ihr Roß eben über die Grenze setzte. In seiner Wut ballte der erzürnte Geist einige Wolken zusammen und schleuderte einen Blitz nach den Fliehenden; aber der Blitz traf nur eine der hundertjährigen Eichen an der Grenze und zersplitterte sie in viele Tausende von Teilchen. Jenseits der Grenze hörte aber die Macht des Berggeistes auf.

Nachdem er in stummer Wut den Entflohenen noch lange nachgeschaut hatte, kehrte er zornig in seinen Palast zurück, aber nur, um diesen samt dem köstlichen Lustgarten zu zerstören. Dann blieb er viele Jahre im Innern der Berge verborgen. Nach und nach aber überwand er seinen Haß gegen die Menschen und lebte von Zeit zu Zeit unter den Gebirgsbewohnern, stiftete mancherlei Gutes, neckte die

Menschen wohl auch mit ihren Fehlern und Schwächen, sodaß mancher sich aus Furcht oder Scham besserte, zu seinem und seiner Mitmenschen Wohle. Nie aber hätte der Berggeist wieder versucht, ein schönes Erdenkind zu entführen oder etwas zu versprechen, was er nicht halten konnte.

Fürst Ratibor aber führte die schöne Emma mit großer Freude an den Hof ihres Vaters zurück. Nach der Hochzeit lebten sie in der schönen Stadt, die nach dem Besitzer „Ratibor" genannt wurde. Der Berggeist im Riesengebirge aber ward wegen des Abenteuers mit der Prinzessin verspottet und verhöhnt, und die Menschen nannten ihn fortan nur Rübenzähler oder Rübezahl.

Glücksmännlein, die Wunderblumen.

Eines Tages kam im Wirtshause zu Seidorf die Rede darauf, daß, wer in Rübezahls Lustgarten Glücksmännlein pflücken könne, reich und glücklich in der Welt werde. Es müsse aber eine Waise sein und kein böser Mensch. Dann dürfe es auch bloß in der Johannisnacht geschehen, denn außer dieser Zeit breche Rübezahl einem jeden, der hinkomme, den Hals.

Nun waren zwei Geschwister in der Wirtsstube, ein Knabe und ein Mädchen, die beide verwaist waren. Der Brauer*) hatte sie aus Barmherzigkeit zu sich genommen. Wie nun der Knabe diese Reden hört, denkt er: „Das will ich versuchen, und wenn's glückt, so sollen mein Schwesterchen

*) Früher war der Gastwirt gewöhnlich auch Brauer.

und der gute Brauer, der sich der armen Waisen angenommen hat, auch reich und glücklich werden."

Ohne jemand ein Wort zu sagen, schleicht sich Joseph aus der Stube, steckt sich ein Stück Brot ein und schreitet wohlgemut aus dem Dorfe, den Bergen zu, denn es war eben die Johannisnacht (24. Juni). Wie er zur Hampelbaude kommt, fragt ihn der Baudenwirt, wohin er noch so spät wolle, und der Knabe erzählt treuherzig sein Vorhaben.

Ein Mann, der behaglich hinter einer Flasche Ungarwein sitzt, hört das mit an, und als Joseph weitergeht, kommt er ihm rasch nach. „Wir wollen Gesellschaft machen", spricht er zu dem Knaben, „ich gehe auch noch diese Nacht in Rübezahls Lustgärtlein."

Joseph sieht den stattlichen Mann an, der so rund und wohlgenährt aussieht, und denkt: „Ei, was mag denn dem noch zu seinem Glücke fehlen? — Das ist ja der reiche Gastwirt aus Breslau, der gestern bei uns in Seidorf übernachtete und bis spät nach drei Uhr Karten spielte und zechte."

So gehen sie nebeneinander. Die Nacht ist lieblich und still, und von den Dörfern im Tale klingen die Glocken herauf. Da faltet der Knabe in frommer Gewohnheit seine Hände und betet; der fremde Mann denkt aber nur an all den Reichtum, den er mit Hilfe der Glücks-Männlein erwerben wird. Als sie nun am Lustgarten Rübezahls ankommen, leuchten ihnen schon die Blüten der Glücksmännlein entgegen, und der Gastwirt fällt gierig darüber her, ganze Hände voll davon ausrupfend.

Da tritt plötzlich ein Greis mit langem, silberweißem Barte hinter einem Felsen hervor und ruft ihm ein donnerndes „Halt" zu. Der Mann zittert am ganzen Leibe und bleibt wie angewurzelt stehen; der Knabe aber geht ruhig an den Greis heran und bittet: er möge ihm doch erlauben, zwei Glücksmännlein mitzunehmen.

Da schaut der Greis freundlich auf den Bittenden und fragt, wozu er denn gerade zwei Glücksmännlein pflücken wolle.

Joseph sagt nun, wie er und seine Schwester Waisen seien und gerne glücklich werden möchten, damit sie nicht mehr guten Leuten zur Last fallen müßten, und nur deshalb bitte er um zwei Blümlein.

Nun wurde der Greis immer freundlicher, pflückte selbst einen großen Strauß der begehrten Blumen, gab sie dem Knaben in die Hand und steckte ihm noch alle Taschen voll, indem er ihn ermahnte, nichts zu verlieren. — Nachdem dies geschehen war und Joseph tausend Dank gesagt hatte, fragte der Greis den Gastwirt: „Wer bist Du?“ — Der Mann sagte, er sei arm und in Not und käme auch, um sein Glück zu machen.

„Elender!“ fuhr ihn der Greis an, „glaubst Du, ich würde einen so schlechten Menschen, wie Du bist, glücklich machen? Hebe Dich hinweg! Nur unschuldige Waisen finden hier das Glück.“ — Bei diesen Worten stand der Gastwirt zitternd vor dem Greise, wollte aber doch nicht vergebens heraufgestiegen sein und sagte: „Ich bin auch eine Waise, mein Vater ist im Kriege fortgeschleppt worden, als ich zwölf Jahre alt war.“ Er hatte diese Worte kaum gesprochen, da ergrimmte der Greis, faßte ihn bei der Gurgel und warf ihn hinab in den tiefen Grund. „Nichtswürdiger Lügner!“ sagte er dabei, und seine Stimme klang wie ferner Donner. — Der Knabe war erschrocken auf die Knie gesunken und betete; da nahm ihn der Greis an die Hand, sprach ihm sanft zu und führte ihn wieder aus dem Gehege hinaus.

In Seidorf war man indes um Joseph sehr besorgt gewesen, und besonders die Schwester freute sich, als er gesund und frisch wiederkam und ganze Hände voll Glücks-Männlein mitbrachte. Er teilte dem Brauer redlich davon

mit, und am andern Morgen hatte sich jedes Blättlein in pures Gold verwandelt. Nun gab es auf der Welt keine glücklicheren Geschwister. Joseph ward der reichste Bauer im Dorfe, hat aber nie die Hilfe Rübezahls und das schreckliche Ende des Gastwirts vergessen.

Der Wundertaler.

In einem Dörflein des Riesengebirges war Kirchweih. Dieses Fest feiern die Landleute, wenn sie den Segen der Felder in die Scheuern gesammelt haben und der Herbst die gelben Blätter von den Bäumen schüttelt. Da gibt es denn auch in der ärmsten Hütte einen Fest- und Freudentag; die Arbeit ruht, das kleine Stübchen ist sauber gescheuert und aufgeputzt, und die Hausfrau backt derbe, braune Kuchen, wozu die Körner oft mühevoll während der Ernte auf den Feldern gesammelt worden sind. Da sitzt der wohlhabende Landmann an dem überreich besetzten Tische mit Freunden und Verwandten von nah und fern und bespricht bei braungebratenen Karpfen und äpfelgefülltem Gänsebraten Viehstand und Ackerbau.

In den armen Häuschen der Tagelöhner geht es weniger hoch her, aber doch steht auf jedem Tische der festliche Birnenkreen (Backobst und geriebener Meerrettich, als kalter Brei), nach dem die Kinder sehnsüchtig hinblicken, indessen die Mutter die Kuchen schneidet und der Kaffee am Herde brodelt. Der Vater sitzt im weißärmeligen Hemd und in der buntgeblümten Weste vor der Tür, raucht aus seinem braunen Tonkopf, und breitet sich das blaugedruckte Schnupftuch über die Knie

um die ſchwarzlederne Beinbekleidung zu ſchonen. Am Abend verſammelt ſich jung und alt im Wirtshauſe, tanzt oder zecht in der mit Tabaksrauch erfüllten Stube, und im Hausflur würfeln die Kinder um kleine Pfefferkuchen.

Ein ſolches Feſt war nun in Quirl, einem anmutigen Dorfe im Rieſengebirge, und die Muſikanten blieſen eben durch das Dorf, da gab die Mutter dem kleinen Friedel ein großes Stück Kuchen, band ihm das Halstuch zurecht und ſteckte ihm einen Groſchen in die Taſche.

Friedel wollte zur Muſik gehen und dabei einmal würfeln. An der Straße ſaß Kunz, des Nachbars Sohn, der hatte einen ganzen Beutel voll Geld, das ihm die Gäſte ſeines Vaters geſchenkt hatten, und wohlgefällig ließ er es vor den Ohren klingen. Das war ihm lieber als die ſchönſte Muſik.

„Sieh einmal, Friedel," rief er dem kleinen Spielgefährten zu, „das Geld iſt alles mein; ich nehme aber keinen Groſchen davon weg, ſpare mir noch viel mehr dazu und kaufe mir ein ſchönes Bauerngut, wenn ich groß bin."

Da zog Friedel ſein Geld auch hervor und meinte: „Ich bin nicht gerade ſo reich wie Du; ich will mir auch kein Bauerngut kaufen, ſondern einen Pfefferkuchenmann, und davon ſollſt Du ein Stück haben, Kunz."

Als die Knaben ſo miteinander redeten, kam ein Händler die Straße herunter, ein alter, ſchwacher Mann, der hatte einen großen Hund mit Stricken vor ſeinen kleinen, ſchwer beladenen Wagen geſpannt, und das arme Tier lechzte vor Müdigkeit und Hunger. Da der Alte ausruhte, ſtreckte ſich der Hund in den Staub des Weges nieder und winſelte.

„Was fehlt denn dem armen Tiere?" fragte Friedel mitleidig und trat näher zu dem Manne, indeſſen Kunz geſchwind ſeinen Geldbeutel verſteckte.

„Er iſt hungrig und müde," meinte kurz der Alte.

„Ach, da will ich ihm meinen Kuchen geben," ſagte Friedel,

indem er das Backwerk in Stücke brach und den Hund streichelte. Das arme Tier verschluckte hastig den dargebotenen Kuchen und wedelte freudig mit dem Schwanze. Darüber freute sich der kleine, gute Bursche so sehr, als hätte er selbst den Kuchen gegessen, obgleich er doch ganz leer ausgegangen war.

„Du tust da dem armen Tiere etwas Gutes," sagte der Alte, „vielleicht bist Du auch gegen mich mitleidig. Ich bin müde und durstig, und ein Trunk Bier würde mir wohltun, aber ich habe keinen Pfennig dazu."

„Nun, dazu kann ich Rat schaffen," sagte Friedel gutmütig und zog sein Geldstück aus der Tasche. „Kauft Euch ein Glas Bier dafür, es ist heut Kirmes im Dorfe." Kunz hatte sich indessen heimlich weggeschlichen.

Ein freundliches Lächeln zog über das Gesicht des alten Mannes, dann sah er dem Knaben nach, der eilig die Straße hinunterlief, und fragte: „Warum verläßt Dich denn Dein Spielkamerad so geschwind, und was versteckte er vor mir?"

„Ach, laßt nur den Kunz laufen, der kann Euch doch nichts geben; seht nur, er braucht selbst noch viel, bis er sich Haus und Acker kaufen und ein reicher Bauer werden kann."

„Und was wolltest Du mit Deinem Gelde machen?" fragte der Alte.

„Ei nun, einen Pfefferkuchenmann kaufen; aber es ist mir viel lieber, wenn Ihr ein Glas Bier dafür trinkt!"

„Du bist ein guter Junge!" rief der Fremde lachend; „komm und zeige mir nun den Weg zum Wirtshause, ich bin hier fremd." Friedel ging neben dem Karren her; da rissen die schlechten Stricke, in welche der Hund gespannt war, und geschwind wie der Wind lief dieser davon, ins Weite. „Lasset ihn doch," bat Friedel den Alten, der dem Hunde nachlaufen und ihn tüchtig durchprügeln wollte, „ich will Hand anlegen durchs Dorf, und Euer Sultan wird schon wiederkommen."

Der Wundertaler

Dabei nahm er die Stricke in die Hand und zog so rüstig an dem schweren Karren, daß es geschwind weiter ging.

Am Wirtshause ward Halt gemacht, und indes der Alte sein Bier trank, kam Kunz herbeigeschlichen und sagte: „Du bist ein rechter Narr, Friedel, gibst Dein Geld dem alten Säufer und kannst Dir nun keinen Pfefferkuchen kaufen."

„Dafür habe ich dem alten Manne eine viel größere Freude gemacht," antwortete Friedel, „und hätt' ich mehr Geld, so wollt' ich's ihm gerne schenken, damit er sich etwas Gutes antun könnte."

Kunz ging verdrießlich hinweg, denn hätte Friedel noch Geld gehabt, um einen Pfefferkuchen zu kaufen, so hätte er ihm gewiß ein Stückchen davon gegeben. Nun ging er lüstern um den Tisch, wo die Süßigkeiten feilgeboten wurden, und endlich siegte die Begierde über den Geiz — er kaufte sich einen kleinen Pfefferkuchen, an den er zehn Pfennige wendete. Als er aber hineinbeißen wollte, biß er immer in die Luft, und obgleich der Kuchen dabei immer kleiner wurde, so bekam er doch nie davon etwas in den Magen! In der Tür der Schenkstube aber stand der alte, fremde Mann und wollte sich halb tot lachen über das ängstliche und doch auch wieder böse Gesicht des Kunz, dem nun ganz unheimlich zu werden anfing. Er verlangte jetzt, daß ihm die Verkäuferin einen anderen Pfefferkuchen geben solle, weil er für sein Geld eigentlich nichts bekommen hätte. Die Verkäuferin hielt die Forderung des Knaben für einen Scherz und neckte ihn noch mehr; endlich aber wurde sie ungeduldig und gab ihm einige derbe Ohrfeigen.

Eine Menge Kinder versammelten sich nun während des Streites um den Pfefferkuchentisch, und alle lachten Kunz aus, der zornig und beschämt das Wirtshaus verließ.

Friedel wollte ihm nachlaufen und ihm Trost zusprechen, aber da rief ihn der Alte und bat, er möge ihm doch den

Weg nach Buchwald zeigen, wo er noch vor Abend hinkommen müſſe. Es dunkelte ſchon, und da auf alles Rufen und Pfeifen des Alten der Hund nicht wieder zurückkam, ſpannte ſich Friedel wieder vor das Fuhrwerk und zog, was ſeine Kräfte erlaubten. Das Geſicht des alten Mannes ward dabei immer freundlicher, und als ſie an das Dorf kamen, dankte er dem Knaben, hieß ihn umkehren und gab ihm ein großes Silberſtück, deſſen Wert Friedel aber nicht kannte, mit den Worten: „Wenn Du dies recht anzuwenden verſtehſt, wirſt Du reich und glücklich werden.“ Dann ſchob er ſeinen Karren raſch weiter, und als Friedel ihm nachlief, um ſich zu bedanken, war er ſpurlos verſchwunden.

„Das war ein drolliger Kauz“ dachte Friedel und ging mit großen Schritten nach Hauſe. Es war ihm ziemlich warm geworden bei der ungewohnten Anſtrengung, aber jetzt blies der Herbſtwind ſcharf, und der kleine Burſche hatte kein Jäckchen an, ſo daß er froh war, als er über den Steg kam, hinter dem das Häuschen ſeiner Eltern ſtand. Aber da ſaß ja Kunz noch immer ganz traurig und mit verweinten Augen. Friedel war ganz mitleidig, gab ihm die Hand und ſagte: „So ſei doch nicht gar ſo betrübt um den dummen Pfefferkuchen und wegen der paar Püffe, die Du bekommen haſt.“

„Ja,“ murrte Kunz, „Du biſt auch ſchuld daran, denn kein anderer Menſch als der tückiſche Alte hat mir den Poſſen mit dem Pfefferkuchen geſpielt. Warum mußt Du auch allem Bettelvolke nachlaufen!“

„Glaub doch nicht ſolch närriſches Zeug, Kunz,“ ſagte Friedel; „der alte Mann war gewiß nicht boshaft; ſieh einmal, was er mir da für ein blankes Spielzeug geſchenkt hat.“

Kunz ward ſofort aufmerkſam, denn der Neid und die Habſucht regten ſich in ihm. Er erkannte ſogleich, daß es ein Taler war, was Friedel für ein Spielzeug hielt, und dachte Vorteil von ſeiner Unwiſſenheit zu ziehen.

„Das könntest Du mir schenken, wenn Du ein guter Junge wärst, wie die Leute immer sagen," schmeichelte er; „ich will Dir auch etwas von meinem Gelde dafür geben."

„Behalte doch Dein Geld, ich will Dir das Ding ja lassen; nun mußt Du aber auch nicht mehr traurig sein, sondern wieder ein fröhliches Gesicht machen." Das ward dem Kunz jetzt gar nicht schwer, und so spielten die beiden Knaben noch ein Weilchen, dann gingen sie nach Hause. Friedel dachte gar nicht mehr an den alten Mann, am wenigsten aber erzählte er den kleinen Vorfall seinen Eltern; denn er wußte es aus der Schule, daß man nicht prahlen dürfe, wenn man seinen Nebenmenschen Gutes getan oder ihnen Hilfe geleistet hat.

Es ging aber seit jener Zeit das Gerücht im Dorfe, daß der Vater des Kunz einen Schatz gefunden haben müsse, denn sein Reichtum vermehrte sich alle Tage. Er kaufte das größte Bauerngut und ward nun der Schulze des Dorfes; aber in gleicher Weise wie sein unermeßlicher Reichtum nahm auch sein Geiz zu. Kunz durfte nun nicht mehr mit Friedel spielen, dessen Vater ja nur ein armer Tagelöhner war.

Darüber verging die Zeit. Viele Jahre waren vorüber. Friedel war ein fleißiger Mann geworden, bewohnte das kleine Häuschen seines Vaters, der schon tot war, und ernährte durch den Ertrag des kleinen dazu gehörigen Ackers seine alte Mutter. Kunz war nun auch an Stelle seines Vaters Schulze geworden und hatte das schönste Gehöft, den reichsten Viehstand im ganzen Dorfe. Aber er hatte keine Freude daran; jede aufsteigende Gewitterwolke ängstigte ihn, denn sie konnte ja seine Felder verheeren; in der Nacht floh der Schlaf sein Auge, denn Räuber konnten einbrechen und seine zusammengehäuften Schätze fortschleppen. Darüber ward er krank und schlich wie ein Schatten umher; das Gesinde haßte und fürchtete ihn, und er wiederum traute niemandem.

Daher hielten es ehrliche Leute in seinem Dienste nicht aus, und er hatte allerlei Ärger, der ihm das Leben verbitterte.

So kam er zu keiner Lebensfreude und beneidete den lustigen Friedel oft, wenn der hinter dem Pfluge hinaus aufs Feld zog und dabei pfiff oder sang, der gesund und rüstig war und dem jedermann treuherzig die Hand schüttelte, wenn er durchs Dorf ging.

Da ward der junge Bauer einmal tief in der Nacht zum Schulzen gerufen, der seit einigen Tagen gefährlich krank war. In der spärlich erhellten Kammer fand er den armen reichen Mann bleich und elend, dem Tode nahe. Er streckte Friedel die abgemagerte Hand entgegen und sagte matt: „Ich fühle, daß ich sterben muß, und habe Dich rufen lassen, weil ich großes Unrecht gegen Dich auf dem Herzen habe. Erinnerst Du Dich noch des Geldstückes, das Dir ein alter Mann geschenkt hat, als wir beide noch Kinder waren? Ich habe Dich darum betrogen, denn es war ein Taler, und Du hieltest ihn für ein Spielzeug. Ich lief damit zu meinem Vater und erzählte, ich hätte ihn gefunden. Am andern Tage betrachtete ich mir wieder das Geldstück und erschrak freudig, als ein zweiter Taler dabei lag, und sooft ich nachsah, war immer wieder ein neuer dazugekommen. Das ist ein Wundertaler, sagte mein Vater, und verbot mir, ein Wort davon zu reden. Von der Stunde an vermehrte sich unser Reichtum, denn wir hüteten uns wohl, den Wundertaler auszugeben. Aber der Geizige hat keinen Genuß davon, wenn er auch Berge Goldes um sich anhäufen könnte. — Auch ich habe an dem unrecht erworbenen Reichtum keine Freude gehabt; ich ward ein harter, böser Mensch, den niemand liebte. Jener Alte ist Rübezahl gewesen, das habe ich längst gemerkt. Sein Geschenk ist mir zum Fluch geworden, denn mit mir ist es nun vorbei. Es ist mir mit allen meinen Schätzen gegangen, wie damals mit dem Pfefferkuchen: ich habe nichts

davon wirklich genossen, so gierig ich auch danach war. Nun ist alles Dein, dem es von Anfang an bestimmt war; Du wirst einen besseren Gebrauch davon machen und Gutes tun, wo ich nur Übles getan habe." — Ein heftiger Husten unterbrach seine Worte; er reichte mit zitternder Hand Friedel den Schlüssel zu dem Gewölbe, worin er seinen Reichtum aufgehäuft hatte, und verlangte den Zuspruch des Pfarrers. Dann erklärte er Friedel gerichtlich zu seinem Erben und starb in dessen Armen, beweint von dem Redlichen.

Friedel warf den unheilvollen Wundertaler, der bei Kunz so viel Unheil angestiftet hatte, in den tiefen Waldstrom. Es war ihm doch auch ohne den Wundertaler gut ergangen, und sein Sinn stand nicht nach Geld und Gut. Er verwendete einen Teil des geerbten Geldes zu milden Stiftungen, bezog aber nun mit seiner Mutter das große, schöne Gut. Aber auch dort betrachtete er sich nur als Verwalter der Besitzung und war gut und mildtätig gegen alle Bedrängten und Notleidenden. Keiner ging ungetröstet von seiner Schwelle, und so verwandelte sich der Unsegen in Segen; die Felder trugen reiche Frucht, seine Arbeiten gelangen, und bald, geliebt von allen, ward Friedel der neue Schulze des Dorfes.

So hatte er denn reichlich Gelegenheit, das Gute zu fördern, und oft, wenn er nach einem redlichen Tagewerke abends unter dem Tore seiner schönen Besitzung saß, war es ihm, als sähe er die Gestalt des alten Händlers an sich vorübergleiten und ihm freundlich zuwinken.

Die drei beſten Menſchen.

Rübezahl kam auf ſeinen Streifereien eines Abends bei den Grenzbauden vorbei. „Wie wär's", dachte er, „wenn du über Nacht hier bliebeſt? Vielleicht erlebſt du einen luſtigen Zufall", und damit ging er ins Haus.

Da ſaßen drei Männer um einen Tiſch, tranken Wein und waren guter Dinge. Zu denen ſetzte ſich Rübezahl und bat, ſie möchten ſich in ihrem Geſpräch nicht ſtören laſſen. Nun fuhr der erſte von ihnen in ſeiner Rede alſo fort: „Ich bin ein Landsknecht (Soldat), aus Dinkelsbühl in Schwaben, und da jetzt kein Krieg im Reiche iſt, ſo gehe ich in die weite Welt, um auf meine eigene Rechnung Taten zu vollbringen, vor denen die Menſchen ſtaunen ſollen, und ich will niemand raten, daran zu zweifeln; ich bin zwar ſonſt der beſte Menſch von der Welt, den Widerſpruch aber kann ich nicht leiden. Ich möchte da immer gleich mit dem Schwerte dreinſchlagen, und das nehmen die Leute dann übel."

Der andere erzählte, er ſei ein Tuchmacher aus Goldberg in Schleſien, aber er habe die Stadt um einer Kleinigkeit willen verlaſſen und ſuche nun andre Arbeit. „Ich bin eigentlich der beſte Menſch von der Welt", ſagte er, „aber obgleich ich manches Tuch geſchoren habe, laſſe ich mich doch ſelbſt nicht ſcheren,*) und da es der Meiſter einmal mit mir probieren wollte, warf ich ihm mein Eiſen an den Kopf. Da verklagte er mich, und ich nahm Reißaus, um nicht im Gefängnis zu brummen."

„Ich bin ein Müller", ſagte der dritte auf Befragen, „und gewiß der beſte Menſch von der Welt, nur kann ich

*) d. h. ich laſſe mir nichts gefallen.

keine Ungerechtigkeit leiden. Wenn mir nun einer davon anfängt, daß wir Müller keine ehrlichen Leute seien, dann kribbelt's mir in den Fäusten, und ich fasse da manchmal nach einem Stuhlbein oder nach der Bierkanne und schlage drein. Darüber kam ich mit aller Welt in Unfrieden, und der Meister warf mich hinaus, weil ich ihm die Kunden verjagte."

„Nun, da haben wir ja ziemlich einerlei Geschick", fing darauf der Landsknecht an, „wie wär's, wenn wir ein Stück mit einander in die Welt gingen?" Das waren die andern zufrieden, und alle drei legten sich einig und friedlich aufs Stroh.

Als sie nun fest schliefen, betrachtete sie Rübezahl und sagte zu sich selbst: „Sonst wäre ich schon zufrieden gewesen, wenn ich nur einen guten Menschen auf der Welt gefunden hätte, und hier habe ich gleich die drei besten Menschen auf einmal."

Am andern Morgen zogen die drei besten Menschen ihres Weges, und Rübezahl zauberte jedem ein Goldstück in die Tasche, das ihnen auf ihrer Wanderschaft ganz gut zustatten kam.

Nach langer Zeit dachte der Berggeist: „Ich möchte wohl wissen, wo jetzt die drei besten Menschen der Welt sein mögen und wie es ihnen geht." Und siehe da, kaum hat er es gedacht, so sieht er den Goldberger Tuchscherer von Hohenelbe herkommen. Rübezahl verwandelt sich geschwind in einen Grenzjäger und fängt ein Gespräch mit dem Burschen an. „Ei, warum wandert Ihr denn ganz allein, habt Ihr keinen Reisegefährten gefunden?"

„Zwei für einen, aber mit denen war nicht auszukommen, obgleich ich der beste Mensch von der Welt bin. Was scher' ich mich drum; ich hab' gehört, mein Meister ist gestorben,

und da er mir nun nichts weiter antun kann, gehe ich wieder, woher ich gekommen bin, nach Goldberg zurück."

„Das ist wohl eine große, schöne Stadt?" fragt der Grenzjäger. „Ich bin aus Schwaben und erst zwei Tage hier im Lande."

„Nun, dem kannst du eine Nase aufbinden",*) denkt der Goldberger und sagt: „Ei ja, es hat viel Merkwürdigkeiten in meiner Vaterstadt, z. B. der Turm auf dem Rathause, der ist an die elftausend Fuß hoch, und der Schornstein tausend Fuß. Wenn der einmal gefegt wird, so braucht der Schornsteinfeger einen und einen halben Tag und muß Nachtquartier darin machen, wozu mitten im Schornstein ein kleines Stübchen gebaut ist."

„Du Schelm", denkt Rübezahl, „das soll Dir doch nicht ungestraft hingehen." Der Goldberger aber lügt tapfer weiter. Endlich kommen sie nach Krummhübel, und die Sonne vergoldet die Berge über ihnen zum Entzücken schön. An den Bleichplätzen**) sind viele Menschen versammelt, und der Tuchscherer grüßt herablassend nach allen Seiten. Aber die Bleicher stemmen die Arme in die Seiten und lachen, daß es in den Bergen widerhallt. Die Wanderer am Wege bleiben stehen und sehen den Goldberger mit Staunen und Entsetzen an. Der sieht nämlich wie ein Papagei aus, eine große, lange Nase sitzt in seinem Gesichte. Das sieht er, wie er eben an einem großen Schaff mit Wasser vorübergeht und sich darin abspiegelt. Er erschrickt darüber halb zu Tode. Die Hände vor das Gesicht geschlagen, läuft er in den Wald zurück, verfolgt von dem Gelächter der Leute, die auf dem Felde und auf den Bleichen beschäftigt sind.

---

*) d. h. etwas vorschwindeln.

**) Rasenplätze zum Bleichen der Leinwand.

Der Goldberger blieb die ganze Nacht versteckt, und nur der Hunger trieb ihn endlich wieder dem Dorfe zu. Da begegnete ihm ein Jäger und sprach lachend:

„Ach, Du bist dem Berggeiste wohl auch in die Hände gelaufen? Deine Nase ist keine natürliche."

„Ich glaube, der Fremde, der mir in Hohenelbe begegnete, ist der Herr Johannes gewesen, und dem habe ich freilich auch eine Nase aufgebunden. Ach, wäre ich nur noch einmal diese schreckliche Nase los, ich wollte in meinem Leben nicht mehr lügen!"

„Topp, es gilt, mein Bursche!" rief der Jäger, „aber halt auch Wort." — Und lachend verschwand er zwischen dem hohen Korn. Der Goldberger aber hatte wieder sein natürliches Gesicht.

Der böse Vogt.*)

Es war einmal ein Ritter, der Frau und Kind plötzlich durch den Tod verlor und darüber so in Trübsinn versank, daß ihm nichts auf der Welt mehr Freude machte. Es ward ihm unheimlich auf seiner Burg; ritt er zur Jagd aus, so schien ihm der Wald zu eng; der Wein mundete ihm nicht mehr, und dem Trost seiner Genossen und Freunde verschloß er das Ohr. — Endlich beschloß er, seine Heimat auf lange Jahre zu verlassen, füllte den Säckel mit Goldgulden, befahl dem treuen Knappen die Rosse zu schirren und übergab die Burg seinem Vogte Lutz. Und nun ritt er weit in die Fremde.

*) Vogt = Verwalter.

Solange der Ritter daheim gewesen war, hatten seine Dörfler und Insassen ein glückliches Leben geführt; das ward nun aber bald anders. Vogt Lutz ließ die Ältesten aus den Dörfern, die zur Burg gehörten, herbeirufen und sagte ihnen, daß sie von nun ab doppelt so viel Abgaben bezahlen und statt dreier Tage fünf in der Woche fronen sollten.*) Damit wies er ihnen die Tür und hörte ihre Gegenvorstellungen gar nicht einmal an. Nun merkten die Landleute erst, welch ein böser Mensch der Vogt sei, der während der Anwesenheit des Ritters nur immer den Katzenbuckel gezeigt hatte. Als sie daher vors Burgtor kamen, sahen sie sich mit trüben Mienen an, schüttelten sich die Hände und trennten sich mit schwerem Herzen, um die schlimme Kunde den andern mitzuteilen. Da gab es viel Klagen bei den Weibern, bei den Männern viel Grimm und Zorn; aber sie wollten fürs erste ruhig abwarten, was da kommen würde.

Als sie, wie früher, drei Tage gefront hatten, glaubten sie, daß sie nun ihrer Pflicht Genüge getan hätten, und bestellten am vierten Tage ihre eigenen Felder. Da kam um die Mittagsstunde der Vogt Lutz mit einem Schwarm gewappneter Knechte in die Dörfer und trieb die Bauern mit Schwertstreichen auf die Äcker, welche zur Burg gehörten. Er drohte ihnen mit schwerer Strafe, wenn er sie nochmals ungehorsam fände, und als die Bauern die Urkunde zu sehen verlangten, daß ihr Herr so Ungerechtes von ihnen begehre, hob er sein Schwert und sagte: „Seht, hier ist Brief und Siegel genug für Euch!“

So mußten denn die Bauern ihre Felder vernachlässigen, und was sie befürchteten, traf bald genug ein: sie konnten ihre früheren Abgaben nicht mehr entrichten, viel weniger die neu auferlegten. Da gingen die Ältesten zu dem Vogt und

*) fronen = für die Gutsherrschaft arbeiten.

baten ihn auf den Knien, daß er das harte Gebot doch zurücknehmen möchte. Aber Lutz jagte sie mit Peitschenhieben aus der Burg, und es war jämmerlich anzusehen, wie die Greise mit ihren silberweißen Haaren so hart geschlagen wurden. Und als die Bauern dennoch das unbarmherzige Gebot nicht erfüllen konnten und der Zahltag kam, ohne daß sie Geld hatten, ließ der harte Lutz ihr Vieh wegnehmen, um sich daraus bezahlt zu machen. Da vergaß sich ein junger Bauer und stieß böse Reden gegen den Vogt aus; dieser aber ließ ihn sogleich von seinen Knechten umringen und an den Schweif seines Rosses festbinden; so ward er zur Burg geschleift und dort in ein finstres Gefängnis geworfen, auf dessen Boden es von Kröten und giftigem Gewürm wimmelte.

Im Dorfe aber wehklagten die Bauern, und am meisten jammerte Anna, die Braut des jungen Landmanns, der die Rache des Vogtes auf sich gezogen hatte. Sie lief weinend in den Wald, und niemand konnte sie trösten. Da begegnete ihr ein hoher Rittersmann, der vom Kopfe bis zum Fuße in glänzenden Stahl gehüllt war. Anna erschrak vor der unerwarteten Erscheinung, als aber der Ritter sein Visir*) aufschlug und sie sein edles, männliches Gesicht sah, welches sie freundlich anblickte, da faßte sie Mut. „Was weinst Du, mein Kind?“ fragte der Ritter mit einer so wohltönenden Stimme, daß Anna davon wunderbar ergriffen wurde. Sie öffnete dem Fremden voller Zutrauen ihr ganzes Herz, indem sie ihm die Geschichte mit dem Vogte vom Anfang bis zum Ende erzählte. Aufmerksam hörte ihr der Ritter zu und gebot ihr dann, die Ältesten aus den Dörfern herbeizurufen, die er an der Kapelle vor der Burg erwarten wolle.

Anna vollzog eilig sein Gebot, und ehe die Sanduhr zweimal gewendet war, fanden sich die Gerufenen an der

*) Visir = Helmklappe.

bezeichneten Stelle zusammen. — „Liebe Väter", redete sie der stahlgepanzerte Ritter an, „ich habe von dem Unrecht gehört, das Euch der böse Lutz zugefügt, und da ich ein fahrender Ritter bin, der überall gegen das Unrecht kämpft und seinen Schutz den Bedrängten angedeihen läßt, so will ich auch Euch in Eurer gerechten Sache beistehen. Geht, ruft alle Männer zusammen, daß ich sie führe und die Burg des Vogtes stürme." — Woher mochte es kommen, daß die besonnenen Greise allsogleich Vertrauen zu dem fremden Ritter faßten? Es war ihnen, als könne es gar nicht anders sein, als daß sie ihm Folge leisten müßten, und sie eilten in die Dörfer zurück, um den Vorschlag des Ritters kundzumachen. Da griff alt und jung zu den Waffen, waren es gleich nur Stangen und Heugabeln, und damit eilten sie zu der Kapelle, wo der Ritter sie erwartete. Keiner, der auch nur einen Prügel schwingen konnte, war zurückgeblieben.

Als die Einwohner der drei Dörfer versammelt waren, überblickte der Ritter die zahlreiche Schar und sprach: „Wenn Ihr Mut im Herzen habt, so folgt mir getrost, ich will Euch die Burg erobern und den Vogt züchtigen helfen. Wer aber Furcht hat, bleibe daheim. Und das möge mein Zeichen sein, daß Ihr mir getrost folgen könnt." Als er diese Worte sprach, warf er seine riesige Lanze so hoch in die Luft, daß sie fast den Augen der Menge entschwand, und als sie sausend wieder herunterfuhr, fing er sie mit gestrecktem Arm wieder auf. Da jubelten und riefen die Bauern: „Führe uns!" Und fort ging es nun im Sturmschritt gegen die Burg, der Ritter in seiner glänzenden Rüstung immer voran. Als sie die Burg erreicht hatten, rief der Anführer mit Donnerstimme hinauf, Lutz solle sich auf der Zinne zeigen.

Alsbald erschien auch der Vogt, von Neugier getrieben und Spott im Herzen; höhnisch blickte er auf die Feinde

hinab. „Ergib Dich, Lutz!“ rief der Ritter, „und bedenke Dich nicht länger, als zwölf Sandkörner brauchen, um in der Uhr zu verrinnen!“

Ach, was sprudelte da der Vogt für Witz- und Schimpfwörter hinaus! Strolch und Strauchdieb wurde der Ritter gescholten, Galgenfutter wurden die Bauern genannt; dann lief er zornig hinweg, um seinen Knechten zu befehlen, daß sie das Gesindel von dem Tore der Burg verjagen möchten. Nun ward ein Hagel von Bolzen nach den Bauern hinabgeschossen, aber wunderbar! die tödlichen Geschosse verfehlten alle ihr Ziel, und der fremde Ritter erhob indes seine ungeheure Streitaxt und spaltete mit einem Schlage das Tor der Burg. Hoch schwang er nun seine gewaltige Waffe und stürmte voran; ein wunderbarer Mut beseelte die Bauern, daß sie ihm jauchzend folgten.

Vergebens war alle Gegenwehr der Knechte; wie Blitz und Donner schmetterte die Streitaxt in ihre Reihen; da warfen die Reisigen ihre Waffen weg und baten um Gnade. Der Vogt hatte sich versteckt, ward aber bald gefunden; seine eigenen Leute verrieten ihn. Der Ritter hielt ein kurzes Gericht; er ließ den jungen Bauern aus dem Gefängnis heraufholen, dann vertrieb er die besiegten Knechte aus der Burg.

Nun zog der Ritter ein Pergament hervor; es war die Urkunde vom Tode des eigentlichen Herrn der Burg, der den fremden Ritter zu seinem Erben eingesetzt, weil dieser ihm im Türkenlande einmal das Leben gerettet hatte.

Nun wäre der Ritter ihr neuer Gebieter gewesen; er schenkte aber die Burg und alle dazugehörigen Ländereien dem jungen Landmanne, der Annas Bräutigam war, machte es ihm aber zur Pflicht, die Bauern nicht wie Leibeigene zu behandeln, sondern ihre Rechte zu bewahren und zu schützen. Die Abgaben wurden so gering angesetzt, daß alle Sorge

und Not für die Bauern vorüber war. Alles dies ward förmlich niedergeschrieben und von dem Ritter unterzeichnet. Als alles vorüber war, wurde der neue Burgherr mit seiner Anna getraut, wobei der fremde Ritter schöne Geschenke zum Vorschein brachte, ohne daß jemand begreifen konnte, woher er diese in der Eile genommen hatte.

Nun ermahnte er die Landleute noch zur Eintracht, und nachdem er dem zitternden Lutz befohlen hatte, ihm zu folgen, schied er aus ihrer Mitte, auf eine Weise, die das Staunen der Versammelten nicht wenig erregte. Eine dunkle Wolke senkte sich nämlich plötzlich hernieder und führte den Ritter samt dem Vogt ins Weite. Jetzt erkannten die Bauern mit einem Male, daß Rübezahl ihr Helfer gewesen war. Sie sahen der Wolke segnend nach, bis sie auf dem Gipfel eines Berges sich niedersenkte und verschwand. Der neue Burgherr aber war mildherzig und brav, wie denn der Berggeist Rübezahl seine Leute immer genau kannte. Die Bauern waren glücklich und erzählten noch ihren Enkeln mit Dank und Freude die seltsame Mär von Rübezahl und dem bösen Vogte.

Die Anleihe.

Ein Bauer war mit seinem Weibe und sechs Kindern so verarmt und durch mancherlei Unglücksfälle heruntergekommen, daß er oft nicht wußte, wo er Brot für die Seinigen hernehmen sollte.

Eines Tages sagte er zu seiner Frau: „Du hast ja im Gebirge reiche Vettern; ich will hin, vielleicht lenkt Gott einem unter ihnen das Herz, daß er mir hundert Taler auf

Zinsen leiht; mit diesem Gelde könnten wir uns aus unserer großen Not wieder aufhelfen."

„Das gebe Gott!" sagte die Frau mit schwacher Hoffnung, denn sie kannte ihre Vettern, die nach ihr und den Ihrigen niemals gefragt hatten. Am andern Morgen sehr früh machte sich der Bauer auf den Weg und schritt rüstig den ganzen Tag zu, bis er am Abend müde und matt zu den Vettern kam, ihnen mit Tränen seine Not klagte und um ihre Hilfe flehte. Aber überall wurde er mit harten, bittern Worten abgewiesen und mußte viel spitzige Reden hören: daß er leichtsinnig wirtschafte und nicht ans Sparen gedacht habe — und dergleichen Dinge mehr.

Traurig und niedergeschlagen machte sich der Bauer auf den Rückweg, und als er wieder ins Gebirge kam, überfiel ihn Gram und Angst mit großer Gewalt. Er hatte den Arbeitslohn von zwei Tagen verloren und fühlte sich so entkräftet, daß er wohl auch am dritten Tage nicht würde arbeiten können. Zu Hause aber erwarteten ihn das abgehärmte Weib und die hungrigen Kinder, und er brachte ihnen nur leere Hände — kein Geld, kein Brot. O, wie sollte sein Herz den Jammer ertragen!

Der arme Mann sann hin und her, wie er wohl Hilfe schaffen könnte. Da fielen ihm die Geschichten vom Berggeiste ein. „Ich will mich an ihn wenden," sagte er, „vielleicht finden meine Bitten Gehör." Und laut rief er: „Rübezahl! Rübezahl!" Alsbald stand vor ihm ein rußiger Köhler, der einen wilden, struppigen Bart und glühende Augen hatte und eine mächtige Schürstange in der Hand trug. Der Bauer zweifelte keinen Augenblick, daß dies der Berggeist sei. Er faßte all seinen Mut zusammen und brachte sein Anliegen vor.

„Ich hab Euch nicht aus Mutwillen gerufen," begann er, „sondern aus Not und Verzweiflung. Zu Euch, lieber Herr vom Berge, hab ich das Zutrauen, daß Ihr mir aus meiner

Angst helfen werdet.“ Und nun erzählte er ihm von seinem Weibe und seinen Kindern sowie von den unbarmherzigen Vettern und bat ganz treuherzig, Rübezahl möchte ihm doch die hundert Taler leihen, die er in drei Jahren mit Zinsen zurückzahlen wolle; dann sei ihm aus aller Not geholfen.

Allein der Berggeist entgegnete zornig: „Geh zu den Menschen, Deinen Brüdern, und borge bei denen, soviel Du bekommen kannst; mich aber laß in Ruhe und rufe mich nicht wieder, wenn Dir Dein Leben lieb ist.“

Der Bauer ließ sich aber durch diese harte Rede nicht abschrecken und schilderte den Jammer und die Not seiner Familie auf das rührendste. „Wollt Ihr mir nicht helfen,“ setzte er traurig hinzu, „so erzeigt mir wenigstens die Wohltat, mich mit Eurer Schürstange totzuschlagen, damit ich nur nicht länger die Not der Meinigen sehe.“

Rübezahl sah den Bauern mit großen Augen an, hob dann die schwere Stange hoch in die Luft und schien ihn mit einem gewaltigen Streiche zerschmettern zu wollen. Da jener aber dem Schlage nicht auswich, hielt er inne und befahl dem Bauern, ihm zu folgen. Nun ging es waldeinwärts durch dichtes Gesträuch, bis sie in ein enges Felsental kamen. Hier befand sich eine finstere Höhle, in die kein Strahl des Tageslichtes eindringen konnte. Nur kleine blaue Flämmchen sprangen aus dem Boden auf und beleuchteten schauerlich die schwarzen Steinwände. Die Höhle enthielt außer einem eisernen Kasten nur eine große, kupferne Bratpfanne voll blanker, neugeprägter Taler. „Da, nimm Dir das Geld, das Du brauchst, und wenn Du schreiben kannst, magst Du mir einen Schuldschein darüber ausstellen,“ sagte Rübezahl und holte aus dem Kasten Papier und Schreibzeug hervor. Dabei schien er sich gar nicht um den Bauern zu kümmern, der indessen mit großer Gewissenhaftigkeit hundert Taler abzählte und auch nicht einen darüber nahm. Dann schrieb er

Die Anleihe

den Schuldschein, so gut er vermochte, und Rübezahl schloß diesen in den eisernen Kasten ein.

„Geh nun," sagte der Berggeist, „und nütze das Geld gut; merke Dir auch den Eingang in dies Felsental und vergiß den Zahlungstag nicht; ich bin ein gar strenger Schuldherr! Da hast Du auch noch etwas für Deine Kinder, was nicht auf dem Schuldschein steht," — und mit diesen Worten tat er einen tiefen Griff in die Bratpfanne; der erfreute Vater konnte das reiche Geschenk kaum mit beiden Händen fassen.

Dankbar verließ er nun den Berggeist und fand auch glücklich aus dem engen Felsentale heraus, suchte sich den Eingang genau zu merken und ging, von der Freude gestärkt und beflügelt, seiner Heimat rüstig zu.

Sein Weib saß traurig am Ofen, als er in die Stube trat; sie rechnete nicht auf die Hilfe ihrer reichen Anverwandten und hatte kaum den Mut, ihren Mann anzusehen, aus Furcht, die vereitelte Hoffnung auf seinem Gesichte zu lesen. Wie schlug ihr Herz aber vor frohem Schreck, als der Bauer den Quersack öffnete und daraus Fleisch und Wurst, Weißbrot und Brezeln für die Kinder herausnahm, was er alles unterwegs gekauft hatte. „Deine Vettern," sagte er zu der erstaunten Frau, „haben mich nicht nur sehr freundlich aufgenommen, sondern mir auch bereitwillig das Geld geliehen, um das ich sie gebeten."

Nun kam neues Leben in die gesunkene Hauswirtschaft des Bauern. Es ward guter Same gekauft, der Acker ordentlich bestellt; die Ernte fiel sehr reichlich aus. Es lag ein sichtliches Gedeihen auf dem Gelde des Berggeistes, und bald konnte der Bauer große Stücke Ackerland und Wiese zu seiner Wirtschaft dazukaufen, mehr Kühe und Pferde anschaffen und noch bares Geld zurücklegen. Man fand weit und breit kein so schönes Bauerngut.

So war indessen der Zahlungstag herangekommen. Da sagte der Bauer zu Frau und Kindern: „Ziehet Eure besten Kleider an, und der Hans mag die Pferde anspannen, wir wollen den Vettern das Geld selbst wieder zurückbringen, das sie mir vor drei Jahren geborgt haben.“ Das war keine

geringe Freude für die Kinder, und auch der Mutter war es lieb, daß sie nun ihren Wohlstand den guten Vettern würde zeigen können. Als sie dann in die Berge gekommen waren, ließ der Bauer an einem schönen Punkte den Wagen

halten und stieg mit den Seinen aus, teils um es den Pferden leichter zu machen, wie er sagte, teils auch um den Kindern einen schattigen Weg zu zeigen. Es fiel aber allen auf, daß der Vater sich immer sorgfältiger umschaute, je tiefer sie in den Wald kamen, und die Frau fragte daher besorgt: „Wir sind wohl vom rechten Wege abgekommen?“

Da erzählte er ihr und den Kindern erst, wie schnöde die Vettern ihn abgewiesen hätten, wie dagegen der Berggeist sich seiner erbarmt und ihm geholfen habe. Anfänglich erschraken sie, als sie hörten, Rübezahl habe dem Vater das Geld geliehen; aber da dieser ihnen vorstellte, wie glücklich der gefürchtete Berggeist sie alle gemacht habe, verlor sich allmählich jede Bangigkeit.

Darauf ging der Bauer ganz allein weiter, um den Eingang in das Felsental aufzusuchen; aber obgleich er genau wußte, daß er an der rechten Stelle war, konnte er die Höhle doch nicht mehr finden. Er schüttelte das Geld im Beutel, damit Rübezahl es hören möchte; aber es erschien niemand. Der Bauer irrte hin und her, von dem Gefühle getrieben, Wort halten und seinen Dank aussprechen zu müssen. Es war, als ob eine unsichtbare Macht ihm die Augen trübte und seine Sinne verwirrte, sobald er glaubte, den rechten Ort gefunden zu haben. Und dabei packte ihn dann eine Angst, daß der Geist, der ihm aus der Not geholfen, auch erzürnt sein könnte, wenn er nicht nach seinem Befehl handelte. Ganz niedergeschlagen kam er endlich zu seiner Frau und den Kindern zurück, setzte sich zu ihnen und wartete lange Zeit. Er rief den Berggeist in seiner Ungeduld selbst mit dem Namen „Rübezahl“, den er doch gar nicht gerne hört, und als er auch darauf nicht erschien, beschloß er, das Geld unter ein Felsstück zu legen; dort werde es der Herr der Berge schon finden, dachte er. Eben als er diesen Entschluß ausführen wollte, erhob sich ein heftiger Wirbelwind; Staub-

wolken und dürres Laub flogen von dem Wege auf, und die Kinder haschten nach einem Blatte Papier, das vom Winde immer an ihren Füßen hin und her gejagt wurde.

Einer der Knaben warf endlich seine Mütze darauf, und da es ein so schönes, weißes Papier war, brachte er es dem Vater. Wie sehr erstaunte dieser aber, als er seinen eigenen Schuldschein erkannte, unter welchem mit großen Buchstaben geschrieben stand: „Zu Dank bezahlt."

„Nun weiß doch mein Wohltäter, daß ich ehrlich Wort gehalten habe und meine Schuld dankbar abstatten wollte," rief der Bauer voll Freude, „und das ist mir weit lieber als das geschenkte Geld. Auf den Rübezahl aber soll mir nur einer ein Wort reden, der hat's mit mir zu tun; ohne ihn wäre ich vergangen in Not und Trübsal. Er wird sich wohl seine Leute ansehen, und wen er wirklich für gut und strebsam hält, dem hilft er auch. Hat er jemand einmal einen bösen Schabernack gespielt, so wird das auch wohl seinen guten Grund gehabt haben, und schon manchen hat er durch Neckereien auf den rechten Weg geführt."

Jetzt wollte er den Wagen aufsuchen und wieder heim fahren; aber die Frau bat so lange, bis er mit ihr zu den

geizigen Vettern fuhr, um diese für ihre Hartherzigkeit recht zu beschämen. Aber als sie in das Dorf kamen, erfuhren sie, daß die reichen Vettern ausgewirtschaftet hatten. Der eine war gestorben, der andere verdorben, der dritte davongegangen, und es fand sich keiner mehr von ihnen in der Gemeinde. Niemand im Dorf sprach gern von ihnen, ihr Andenken war fast ganz vergessen. Hochmut und Unbarmherzigkeit kamen bei ihnen vor dem Fall.

Unser Bauer aber blieb arbeitsam und einfach, führte ein stilles, friedliches Leben und half überall seinem Nächsten gern. Dafür wurde er geliebt und verehrt in der ganzen Gegend, und sein Wohlstand mehrte sich täglich. Seine Nachkommen leben noch im Gebirge.

Die Springwurzel.

Rübezahl hat im Gebirge einen eignen Garten. Man zeigt ihn seitwärts auf dem Koppenplan, an einem Abhange nach dem Riesengrunde zu. Dort ist das Gebirge reich an den saftigsten Kräutern, die von alten Zeiten her zu den kräftigsten Heilmitteln gebraucht wurden und auch jetzt noch von den Bewohnern des Gebirges zur Bereitung von Tee gesammelt werden.

Unter diesen heilsamen Kräutern ist ganz vorzüglich eins sehr berühmt. Dieses Zauberkraut heißt die Springwurzel und wächst nur in Rübezahls Garten. Sie heilt die langwierigsten und hartnäckigsten Krankheiten. Rübezahl erlaubt aber nur seinen besonderen Günstlingen, sie ungestraft herauszugraben.

Einſt war in Liegnitz eine vornehme Dame krank. Sie ließ einen Bauern aus dem Gebirge zu ſich rufen und gab ihm den Auftrag, ihr eine Springwurzel aus Rübezahls Garten zu verſchaffen. Dafür verſprach ſie ihm eine große Belohnung. Das viele Geld verlockte den Bauern zu dem gefährlichen Gange. Er ſtieg hinauf in Rübezahls Garten, nahm die Schaufel und begann nach der Springwurzel zu graben.

Während dieſer Arbeit beugte er das Geſicht tief zur Erde. Da pfiff plötzlich ein Windſtoß von einem Felſen in der Nähe her, und er hörte einen donnernden Zuruf, deſſen Worte er nicht verſtand. Er ſah ſich ganz erſchrocken nach jener Seite um und erblickte am Rande des Felſens eine rieſenhafte, ſchreckliche Geſtalt. Ein langer, weißer Bart fiel faſt bis zu den Füßen nieder, und eine große Naſe ſaß in dem Geſichte, das von wirren, weißen Haaren umhangen war. Der furchtbare Greis hielt eine rieſige Keule in ſeiner Hand und rief mit einer dem Donner ähnlichen Stimme: „Was tuſt Du da, Elender?“

Ein Schauder ſchüttelte die Glieder des rüſtigen Bauern. Zitternd brachte er die Worte hervor: „Eine kranke Frau verlangt nach einer Springwurzel, und ich ſuche danach!“

Da ſchrie jener zurück: „Du haſt eben eine gefunden, die darfſt Du behalten; aber hüte Dich, ein zweites Mal wiederzukommen!“ Und dabei ſchwang er die Keule mit einer drohenden Gebärde.

Der Bauer lief hinweg, ſo geſchwind er konnte, und wagte nicht mehr, nach der furchtbaren Erſcheinung zurückzublicken. Als ihm aber die kranke Dame für die Springwurzel eine Hand voll harter Taler gab, vergaß er den gehabten Schreck und tat ſich etwas zugute. — Die Frau war kaum im Beſitz der heilſamen Wurzel, da wurde ſie ſichtlich geſünder und kräftiger. Sie merkte, daß ſie nur von

der Springwurzel ganz gesunden könne, und sie ließ den Bauern noch einmal zu sich rufen. „Willst Du mir noch eine Springwurzel holen, so sollst Du doppelt so viel dafür bekommen, als das erste Mal," sagte sie. „Ach, gnädige Frau," antwortete der Bauer ganz ängstlich, „ich mag es nicht wieder wagen, in Rübezahls Kräutergarten zu gehen; er hat mir den Tod angedroht, wenn ich jemals wiederkäme."

„Bedenke aber, wieviel Vorteil Du davon haben könntest; der Berggeist hat Dich nur schrecken wollen, damit nicht zu viele kommen und die Einsamkeit seiner Berge stören. Auch hat man nie gehört, daß Rübezahl einem mutigen Menschen ein Leid getan hat." Auf solche Weise suchte die Dame dem Bauern seine Furcht auszureden, bis er endlich ihren verlockenden Versprechungen nicht länger widerstehen konnte. Und zum zweiten Male wagte er in Rübezahls Garten einzudringen.

Er grub mit großer Angst und Hast, aber kaum hatte er den Spaten einigemal in die Erde gestoßen, da erhob sich derselbe Sturm noch weit furchtbarer als damals, und als er blaß vor Angst nach dem Felsen hinblickte, stand die Gestalt noch viel schrecklicher und drohender da, und ihre Augen schienen Feuer und Flammen zu sprühen.

„Was tust Du da?" hallte es donnernd von dem kahlen Felsen herüber.

„Ich suche die Springwurzel für eine kranke Frau," wagte der Bauer zu antworten. Da blitzte ein furchtbarer Zorn aus den Augen des Berggeistes. „Ich habe Dich gewarnt, und Du wagst es doch, wiederzukommen! Was Du gefunden hast, magst Du behalten, aber nun rette Dich, wenn Du kannst!"

Bei diesen Worten flog die ungeheure Keule sausend nach dem Bauern hin, aber zur rechten Zeit noch sprang er zur Seite, und sie schlug tief in den Boden. Die Erde er-

bebte unter diesem gewaltigen Wurfe, und ein lange widerhallender Donner betäubte den Bauern, daß er bewußtlos zu Boden sank.

Erst nach langer Zeit erholte er sich aus seiner Betäubung, aber alle Glieder des Leibes schienen ihm zerbrochen zu sein. Die Springwurzel hielt er zum Glück noch fest in der Hand, und damit kroch er mühsam am Boden hin. Der Regen durchnäßte ihn; die Wege waren im Nebel garnicht zu sehen. Er geriet bald an den Rand gefährlicher Abgründe, bald an einen stürzenden Gebirgsbach. Zwei Tage und zwei Nächte lang irrte er halb verschmachtet durch das Gebirge, ohne sich zurechtfinden zu können, bis ein Köhler dem Unglücklichen begegnete und ihn halbtot zurück in seine Hütte brachte.

Der Bauer konnte die Springwurzel erst viele Tage später nach Liegnitz tragen, und eine reiche Belohnung ließ ihn endlich die ausgestandene Angst vergessen.

Nun verging eine lange Zeit. Die kranke Dame wurde fast ganz gesund. „Hätte ich nur noch eine frische Springwurzel, dann wäre mir auf immer geholfen, das fühle ich," sagte sie und sandte wieder nach dem Bauern, der anfänglich durchaus nicht kommen wollte.

Aber endlich ging er doch wieder nach Liegnitz und sagte: „Da bin ich, gnädige Frau, was wollt Ihr von mir? Ich will alles tun, nur nicht mehr in Rübezahls Garten gehen, davor soll mich Gott bewahren."

„Zum letzten Male sollst Du mir die heilsame Wurzel holen," entgegnete die Dame. „Ich bin reich genug, Dich für jede Angst und Gefahr zu belohnen, und ich gebe Dir ein schönes, reiches Bauerngut, wenn Du den Gang noch einmal für mich wagen willst!"

Da verblendete die Gier nach dem versprochenen Reichtum

den Bauern so sehr, daß er alle Gefahr vergaß und der Dame zusagte, die Springwurzel zu holen.

„Bis jetzt," sagte er, „hat mir der Geist ja nur gedroht, und um ein reiches Bauerngut kann ich auch allenfalls eine Tracht Prügel hinnehmen. Dann aber soll mich keine Macht der Welt mehr ins Gebirge bringen, ich bin ja dann ein reicher Mann und kann in Herrlichkeit und Freude leben."

Allein wagte er dieses Mal doch nicht zu gehen. Er nahm seinen ältesten Sohn mit sich und sagte, sie wollten nach der Koppenkapelle wallfahrten. Das war der Knabe wohl zufrieden, und so gingen sie nebeneinander hin, bis das Gebirge immer steiler und kahler wurde. Tief unten in den Schneegruben leuchtete der Schnee frisch und weiß, wie ein Leichentuch, obgleich es im Hochsommer war, und dem Bauern kamen dabei allerlei trübe Gedanken ein.

Aber er suchte die warnende Stimme in seinem Herzen zu betäuben, indem er nur immer an das prächtige Bauerngut dachte, das er sich jetzt verdienen wollte. Und so ergriff er denn hastig den Spaten und fing an zu graben. Da erhob sich ein Sturmwind, und ein Wolkenbruch flutete herab, sodaß die kleinsten Bäche schnell zu wilden Strömen anschwollen. Aus der Erde drang ein Wehklagen, und eine schwarze Kluft öffnete sich plötzlich, daraus fuhr eine große Gestalt auf, die ergriff den Bauern und stürzte sich mit ihm in die schauerliche Tiefe.

Endlich heiterte sich der dunkel umhangene Himmel wieder auf, und der brausende Sturm zog die gewaltigen Schwingen ein. Der verlassene Knabe lief in seiner Angst zur Kapelle, um sich in den Schutz Gottes zu empfehlen. Seinen Vater hat er nie wiedergesehen.

Rübezahl straft einen Wunderdoktor.

Rübezahl hatte eines Tages Langeweile. Er legte sich in den warmen Sonnenschein und nahm die Gestalt eines Holzhauers an, um sich irgend einen Spaß mit den Reisenden zu machen. Da kam ein Arzt von Schmiedeberg herauf, der wollte auf dem Kamme heilsame Kräuter suchen. Rübezahl war geschwind bei der Hand und erbot sich, dem müden Bergsteiger das Pflanzenbündel zu tragen, das er schon gesammelt hatte.

Er erkannte in dem Arzte einen prahlerischen Wunderdoktor, der viel von seinen fabelhaften Kuren und von seiner unvergleichlichen Geschicklichkeit erzählte. Am meisten aber ergötzte es den Berggeist, daß ihm der Arzt die Heilkräfte der Pflanzen erklären wollte. Der scheinbare Holzhauer konnte dem gelehrten Herrn manchen Irrtum nachweisen und ihm noch ganz unbekannte Dinge mitteilen. Das verdroß den eingebildeten Arzt, sodaß er zu seinem Begleiter ziemlich verächtlich sagte: „Schuster, bleib bei Deinem Leisten!“

Rübezahl belustigte sich an dem Ärger des Arztes und fuhr ganz ruhig fort, ihm allerlei Belehrungen über die Pflanzen zu geben, sodaß der Arzt mit seinen prahlerischen Erzählungen aufhören mußte. Er sagte verdrießlich: „Wenn Du alle Pflanzen und Kräuter kennst, vom kleinsten Moose bis zur Zeder, die auf dem Libanon wächst, so sage mir doch, Du kluger Holzhauer, was war wohl eher da: die Eichel oder der Eichbaum?“

Der Geist antwortete lächelnd: „Ei, doch wohl der Eichbaum, denn die Eichel wächst ja erst auf dem Baume.“

„Siehst Du, was für ein Narr Du bist,“ spottete der Arzt, „wo kam denn der erste Baum her, wenn er nicht aus der Eichel herausgewachsen ist?“

Da erwiderte der Holzhauer: „Ihr habt mir eine zu schwere Frage gestellt; solche Gelehrsamkeit ist mir zu hoch. Was ich weiß, habe ich nur von meiner Mutter gelernt. Vielleicht könnt ihr mir aber einen guten Rat geben; ich habe das Fieber und schon allerlei Mittel dagegen gebraucht. Seht nur, wie mich der Frost packt.“ Rübezahl schüttelte sich, daß seine Glieder knackten, und hielt den Atem an. Davon ward er ganz blau im Gesichte, und der Arzt sagte: „Ei, ei, mein Freund, da hast Du einen schlimmen Anfall. Es ist nur ein Glück, daß Du an den rechten Mann gekommen bist; ich will Dir gleich helfen.“

Er öffnete seine Blechkapsel, die voll Salbenkrausen und Medizinfläschchen steckte, goß allerlei Säfte zusammen und schüttelte sie wohl untereinander. Dem Berggeiste lief es wirklich kalt über den Rücken bei dem Gedanken, daß er dieses saubere Gebräu hinunterschlucken sollte. Dann nahm der Wunderdoktor eine große Schachtel voll Pillen heraus, die er ohne Ausnahme als Wundermittel bei den verschiedensten Krankheiten anwendete, gegen Gicht und Kopfschmerzen, Halsweh und Fieber. Er hieß dem Holzhauer, stündlich zwölf Stück davon sowie einen Eßlöffel von der Medizin zu nehmen. Er werde davon in drei Tagen gesund sein, müsse aber einen Gulden dafür bezahlen.

„Gewiß, Ihr seid ein grundgescheiter Herr,“ sagte der Holzhauer, „und ich will tun, was Ihr mir anratet, nur müßt Ihr mir zuvor den Gefallen tun und mir eine Frage beantworten: Wem gehört der Grund und Boden, auf welchem wir jetzt stehen? Dem König von Böhmen oder dem Herrn vom Berge? (So ward der Geist jetzt überall genannt, weil der Name Rübezahl ihm mißfällig war und seinen Zorn reizte.) Der Arzt bedachte sich nicht lange. „Nun, wem anders, als dem König von Böhmen? Denn an Rübezahl glauben doch bloß die kleinen Kinder.“

Kaum waren dieſe Worte geſprochen, ſo verwandelte ſich der Holzhauer in eine rieſenhafte, fürchterliche Geſtalt. Mit gewaltiger Fauſt hob er den Doktor hoch in die Luft. Seine Augen flammten vor Wut, und donnernd rief er: „Ich will Dir zeigen, wer der Herr vom Berge iſt, und Du ſollſt es am eigenen Leibe wahrnehmen. Verſchlucke ſogleich Deine

Wunderpillen und das hölliſche Gebräu, womit Du mir das Fieber ankurieren wollteſt, an dem ich garnicht leide. Hier bleibſt Du, bis nichts mehr von Deiner Arznei übrig iſt. Die Kranken in den Dörfern unten können dann froh ſein. Nun ſchlucke, mein Sohn!“

Der Arzt bat und flehte vergebens. Endlich nahm er mit Jammern und Stöhnen das Arzneiglas und tat einen herzhaften Schluck. Die bitteren Tränen traten ihm in die Augen und Schweißtropfen auf die Stirn; aber Rübezahl ſtand mit aufgehobenem Arme vor ihm und drohte, ihn zu Boden zu werfen, wenn er zögere. Als die ſchreckliche

Medizin endlich unten war, kamen die Pillen daran, und nun machte der Arzt erst recht ein jämmerliches Gesicht. „Es ist mein Tod," winselte er, „ich sterbe an dem schauderhaften Zeuge." Aber Rübezahl erinnerte ihn höhnend, wie heilsam diese Dinge wären, welche Wunderkuren er damit schon bewirkt habe. Der Doktor mußte schlucken! Dreißig Pillen hatte der arme Mann schon bezwungen, da warf er sich verzweifelt auf die Erde und sagte: „Töte mich lieber sogleich, Du grausamer Geist; es kann keinen schlimmeren Tod geben, als durch diese Giftpillen sterben zu müssen."

„Das merke Dir," drohte Rübezahl und gab dem Arzte, der mit Schweiß bedeckt dalag, einen heftigen Stoß mit dem Fuße. Der Ärmste rollte von diesem Stoße den Berg hinab, schlug sich an Steinen und verletzte sich an Baumwurzeln. Als er endlich auf ebener Erde ankam, war er so zerklopft und zerstoßen, daß er viele Wochen das Bett nicht verlassen konnte. Dabei war er so mißtrauisch geworden, daß er immer fürchtete, Rübezahl stecke dahinter, wenn er zu einem Kranken gerufen wurde. Er prahlte nie wieder mit seiner Kunst und hütete sich wohl, seine teuern und doch ganz wertlosen Wundermittel noch einmal zu verordnen.

Wie Rübezahl vor Prellerei warnt.

Gott sei Dank, daß wir herauf sind! sagten drei Görlitzer Tuchmacher oben auf dem Schmiedeberger Paß*) zueinander, setzten ihre Hocken ab und wischten sich den Schweiß von der Stirn. Sie wollten hinüber nach Böhmen und ruhten jetzt aus vom

*) Paß = ein Weg übers Gebirge.

vielen Steigen. Indem kam ein vornehmer Herr, redete sie an, und wie er hörte, daß sie Tuche bei sich führten, sagte er: „Ich kaufe Euch ab.“ Obschon die Männer viel mehr verlangten, als recht war, so kaufte er doch von jedem etwas, und er zahlte das Geld in lauter Dukaten*) aus. Hierauf reisten die drei Tuchmacher weiter, und wie sie eine gute Strecke gegangen waren, zogen sie lachend ihre Dukaten heraus und freuten sich, den Fremden so betrogen zu haben. Aber zu ihrem großen Schrecken fanden sie statt des Goldes nur Pfennige in ihren Taschen.

Sogleich kehrten sie um und trafen auch an der vorigen Stelle eine Kutsche mit sechs Rossen, darin saß der vornehme Herr, und sie beklagten sich, daß er ihnen Pfennige statt Gold gegeben. „Zeigt doch einmal her,“ sagte der Fremde. Wie sie aber ihre Beutel öffneten, war alles gutes Gold. Die Männer standen bestürzt da, und der Herr sagte: „Könnt Ihr nicht Gold von Kupfer unterscheiden? Wenn es Euch aber so nicht recht ist, will ich Euch den Kaufpreis in Talern auszahlen.“

Er tat es, und sie gingen wohlgemut davon. Nach einer Weile guckten sie neugierig in ihre Säckel, ob auch die blanken Taler noch darin wären. Aber o weh! nun lagen gar bloß Steine darin! Spornstreichs eilten sie zurück, und glücklich hielt die Kutsche noch auf dem alten Fleck. Der Herr fragte, was sie denn schon wieder wollten, und sie forderten ihre Tuche zurück. Aber da ward er sehr zornig und sagte, er habe sie ehrlich bezahlt, sie möchten nur ruhig ihres Weges ziehen. Hierauf fuhr er rasch über den Paß hinunter, und die betrübten Tuchmacher setzten wehklagend ihren Weg fort.

Als sie nach Libau kamen und ihre Säckel ausschütteten, waren wirklich gute Taler darin, aber genau nur soviel, als

*) Dukaten = Goldstücke.

sie mit gutem Gewissen für die Tuche hätten fordern können, nicht ein Pfennig mehr. Ihr ungerechter Gewinn war verloren, und die ausgestandene Angst, die Mühe des unnötig gemachten Weges hatten sie noch obendrein. Das war ihre Strafe für ihre Habgier und Gewinnsucht. Zuerst ärgerten sie sich grün und blau darüber; dann aber nahmen sie sich vor, nie wieder jemand betrügen und prellen zu wollen. Sie hatten gemerkt, wer der fremde Herr gewesen war, und sie wußten, daß Rübezahl sie hatte warnen wollen.

Der gefundene Esel.

Hans und seine Schwester Marie dienten bei einem Bauern zu Stonsdorf im Riesengebirge. Sie waren beide so fleißig und ordentlich, daß sie sich schon eine kleine Summe erspart hatten. Damit gingen sie nun nach Warmbrunn auf den Markt, um ihrer armen Mutter eine Kuh zu kaufen.

Sie hatten sich am Wege in das blühende Heidekraut gesetzt, zählten ihr Geld und bauten allerlei Luftschlösser: nach und nach wollten sie das alte Häuschen der Mutter in bessern Stand bringen und ein Stück Acker dazu kaufen. Dann sollte es die Mutter gut haben auf ihre alten Tage.

„Und," sagte Hans, „hab' ich's erst so weit gebracht, daß ich Getreide verkaufen kann, dann halte ich mir ein Pferd; das will ich so gut halten und so blank putzen, wie der Edelmann seine Rappen. Das soll eine Freude für mich sein, zum Markte in die Stadt zu reiten, daß die Leute denken, es komme ein reicher Gutsbesitzer auf seinem schmucken Gaul daher."

„Werde nur nicht hochmütig," sagte die Schwester besorgt, „Hochmut kommt vor dem Fall. Steck das Geld in die Tasche und laß uns weitergehen."

Hans schob den Beutel in die Jacke zurück und schickte sich an, der Schwester zu folgen. Da sprang ein munterer Esel aus dem Gesträuch am Wege und lief dem Burschen fast in die Hände.

„Ei, da hätt' ich ja gleich einen hübschen Anfang," lachte Hans und hielt den Esel an dem Stricke fest, der um dessen Hals geschlungen war.

„Bruder, Du wirst doch nicht das Tier behalten wollen?" fragte Marie ängstlich. „Närrchen," antwortete Hans, „hältst Du mich für gar so schlimm? Wenn ich auch gern reich werden und ein bequemeres Leben führen möchte, so will ich deshalb doch nicht ein Dieb und Betrüger werden. Das wolle Gott verhüten! Geh Du rechts in das Gebüsch, ich will zur linken Seite suchen, ob wir den Herrn des Esels finden können."

Die Geschwister suchten und riefen und warteten dann fast eine Stunde lang an der Straße, ob nicht jemand kommen würde, den Esel zu suchen; aber es ließ sich niemand hören und sehen. Sie mußten nun eilen, um nach Warmbrunn zu kommen. Den Esel nahmen sie mit und hofften, daß ihnen der Eigentümer auf dem Wege begegnen würde.

Hans führte das schöne, starke Tier am Strick. Als er einige Schritte gegangen war, dachte er: „Warum sollte ich es mir nicht bequemer machen?" — setzte sich auf den Esel und ritt. Marie nahm nun statt seiner den Strick in die Hand. Das ging eine Weile recht gut. Aber mit einem Male fing der Esel an zu springen, schlug mit den Hinterfüßen aus und machte einen so krummen Rücken, daß Hans auf das jämmerlichste hin und her geworfen wurde und garnicht wußte, wo ihm der Kopf stand. Er wäre gern ab-

gestiegen, aber der Esel ließ sich nicht einen Augenblick halten, zerriß den Strick, an dem Marie ihn führte, und setzte über den breiten Graben. Der Reiter flog zu Boden, daß ihm die Ohren brummten. Da lag unser Held ganz still und konnte sich kaum rühren. Jammernd kam die Schwester herbei und half ihm wieder auf die Beine. Der Esel aber trabte den Bergen zu und verschwand.

Ganz kleinlaut schlich der arme Hans neben der Schwester her. Endlich kamen sie nach Warmbrunn und fanden auch bald eine gute Kuh für einen ziemlich billigen Preis. Aber als Hans das Geld bezahlen wollte, stand er plötzlich mit kreideweißem Gesicht vor der Schwester — der Beutel war verschwunden, er mußte ihm bei dem tollen Ritt aus der Tasche gefallen sein. Nun war guter Rat teuer. Der Verkäufer der Kuh glaubte, er habe es mit listigen Betrügern zu tun, die ihn anführen wollten, und rief die Polizei zu Hilfe. Hans sollte eingesperrt werden, aber Marie bat so rührend für den unschuldigen Bruder, daß man sie endlich beide ziehen ließ und nur eine Schar von Straßenbuben sie noch verfolgte. Darüber schämte sich Marie so sehr, daß sie die Augen voll Tränen hatte.

Auf dem Heimwege suchten die betrübten Geschwister sorgfältig die Straße ab, um vielleicht ihren Beutel wiederzufinden, aber vergebens. „Den Spuk hat uns kein anderer angetan als der Rübezahl," sagte Hans zornig. „Ich muß nun mit leeren Händen zu der Mutter heimkommen; das schnürt mir fast die Kehle zu vor Betrübnis."

„Hans," sagte die Schwester, „ich glaube, der Berggeist hat uns nur eine gute Lehre geben wollen. Wir verlangten zu viel Glück und Reichtum. Wir hätten schon damit zufrieden sein können, unserer armen Mutter eine Kuh zu kaufen!"

Hans schwieg verdrießlich. So gingen die Geschwister still nebeneinander heim und dann jedes an seine Arbeit: Marie in den Stall, um die Kühe zu melken; Hans auf den Boden, um Häcksel zu schneiden. In seinem Unmut wollte ihm aber die Arbeit garnicht von der Hand gehen, und es brach bald da, bald dort etwas entzwei.

„Reich mir doch ein Stück Strick herauf," rief er in den Stall hinab. Als der Esel sich losriß, hatte Marie das Ende des Strickes in der Hand behalten. Sie reichte es jetzt dem Bruder. Hans wollte die Häckselbank damit befestigen. Aber der Strick war schwer wie Eisen, und als sich der Hanf oben abschälte, flimmerte und glänzte es inwendig.

Hans sah verwundert nach — da war der Strick von lauter Goldfäden zusammengedreht!

Nun waren die Geschwister mit einem Male reich. Sie konnten zwei stattliche Kühe kaufen und den Acker vergrößern. Sie bewirtschafteten gemeinschaftlich das Häuschen der Mutter und hegten und pflegten sie mit treuer Kindesliebe. Hans aber vergaß die Lehre des Berggeistes nicht, und obgleich sein Wohlstand sich von Jahr zu Jahr mehrte, blieb er doch einfach und schlicht, sodaß er nach wie vor zu Fuß nach der Stadt auf den Markt ging und seine Pferde nicht zur Parade zu seiner Bequemlichkeit, sondern allein für die Ackerwirtschaft hielt. Man sagt, das Reiten sei ihm für immer verleidet gewesen!

Der Eichbaum.

Es war einmal unten am Gebirge ein Edelmann, der war ein wüster, hochmütiger Geſell, plagte und mißhandelte ſeine Bauern und meinte, dazu wären ſie nun einmal auf der Welt. Der befahl eines Tages einem Bauern, daß er eine überaus große Eiche, die eben geſchlagen worden war, aus dem Walde holen und im Schloßhofe abladen ſolle. Mit dem Edelmanne war nicht zu ſpaßen, das wußte der arme Schelm wohl, an welchen dieſer Befehl erging. Er zog ſogleich ſein Rößlein aus dem Stalle, obgleich es ihm unmöglich ſchien, die ſchwere Eiche allein fort zu bringen. Er gab ſich alle Mühe, ſie nur vom Platze zu bewegen, aber es war vergebliche Arbeit. Da ſeufzte und jammerte der arme Bauer, denn er wußte nun, daß ihm der Edelmann nur etwas hatte am Zeuge flicken wollen — und daß er jetzt ſeinen Zorn an ihm auslaſſen würde, weil er die aufgetragene Arbeit nicht verrichten konnte.

Wie er noch ſo voller Betrübnis daſteht, kommt ein Mann im Walde gegangen und fragt den Bauern, warum er denn ſo traurig ſei. „Ach,“ erwidert dieſer, „Ihr könnt mir ja auch nicht helfen;“ endlich erzählt er doch dem Fremden die Geſchichte.

„Ei, ſei doch nur getroſt, mein Bauer,“ ſagt jener darauf; „geh ruhig heim, ich will Dir den Baum ſchon an Ort und Stelle ſchaffen.“

Der Fremde aber war Rübezahl, und ich glaube, es macht ihm keiner das Stückchen nach, welches er jetzt ins Werk ſetzte. Höret nur! Er nahm die große, ſchwere Eiche

auf seinen Rücken — und trug sie fort, weit hinüber in das Dorf. Dort legte er sie vor das Hoftor des Edelmannes, so daß niemand mehr hindurchgehen konnte. Da befahl der Herr, die Eiche zu zersägen. Aber sie war wie von Eisen, und obgleich die Arbeiter alle Kraft daransetzten, brachten sie doch kein Spänchen davon ab.

Nun blieb dem Edelmann nichts weiter übrig, als ein neues Tor durch die Mauer zu brechen. Da das viel Geld kostete, ließ er den Bauern kommen, der sollte es zur Strafe bezahlen. Als aber dieser den Hergang erzählte, merkte der gestrenge Herr gar wohl, daß Rübezahl hier die Hand im Spiele habe. Vor dem bekam er so große Furcht, daß er den Bauern ruhig gehen ließ und sich nie wieder roh und grausam zeigte.

Die Anleihe

Der geizige Bäcker.

In Hirschberg lebte ein reicher Bäcker. Der stand in großem Ansehen unter der Bürgerschaft und führte abends auf der Bierbank immer das große Wort. Er war aber hart und geizig gegen seine Arbeiter sowie gegen die Bauern, von denen er sich das Holz anfahren ließ.

Nun trug es sich zu, daß ein armer Bauer ihm ein Fuder Holz brachte, wofür der Lohn schon zuvor festgesetzt worden war. Als er aber das Holz abgeladen hatte, gab ihm der Bäcker doch wieder eine Mark weniger. Darüber war der Mann sehr bestürzt, und er bat den Meister flehentlich, ihm doch das versprochene Geld voll zu bezahlen. Aber jener antwortete nur kurz, daß sich der Bauer das Holz ruhig wieder aufladen und nach Hause zurücknehmen könne, wenn er es um diesen Preis nicht lassen wolle.

Das war freilich leicht gesagt, aber der arme Bauer hätte dabei einen ganzen Tag Arbeit verloren und Pferd und Wagen ganz umsonst abgenutzt. Außerdem wollte er für das Holzgeld Saatgetreide kaufen. Was blieb ihm also übrig, als sich den Abzug geduldig gefallen zu lassen.

Traurig fuhr er aus der Stadt zurück und erzählte sein Unglück einem Nachbar, den er auf dem leeren Holzwagen mit nach Hause nahm.

Rübezahl, der eben auch aus der Stadt kam, ging nebenbei auf der Straße. Er hörte die Geschichte mit an und beschloß, dem geizigen Meister einen Denkzettel zu geben. „Wenn er mir nur einmal in meine Berge käme," sagte er zu sich selbst, „dann sollte er wohl gründlich kuriert werden." Aber der Bäcker hütete sich wohl, eine Reise ins Hochgebirge zu machen; dazu war er viel zu geizig.

Eines Tages saß er in seiner Stube und trank ein Schälchen Kaffee. Da trat ein Mann zu ihm herein und fragte, ob er nicht einen Holzhacker brauche; er biete sich dazu an und wolle billiger sein als jeder andere.

Der Bäcker blickte den Fremden, der garnicht wie ein Holzhacker aussah, mit großen Augen an und ging mit ihm in den Hof. Dort lagen mehr als fünf Klafter Holz, die gespalten werden sollten. „Wieviel wollt Ihr wohl dafür haben?“ fragte er neugierig.

„Ei nun,“ antwortete der fremde Mann, „ich bin ein Bürger aus Schweidnitz und haue mehr zu meinem Vergnügen und zu meiner Bewegung Holz, denn ich leide an der Leber, und darum kommt es mir nicht sonderlich auf den Verdienst an. Wenn Ihr mir so viel Holz dafür geben wollt, als ich mit einem Male auf meinem Rücken fortbringe, so will ich Euch den ganzen Vorrat klein machen.“

„Das muß ein rechter Narr sein“, lachte sich der Bäcker ins Fäustchen, und da er meinte einen guten Handel abgeschlossen zu haben, nahm er den Fremden mit in seine Stube zurück, ließ ihn niedersetzen und goß ihm eine Tasse Kaffee ein. Der Mann sah sich neugierig in der schönen Stube um, wo an den Wänden hohe Schränke mit blankem Zinn- und Messinggerät standen, und indem er die gemalte Decke verwundert betrachtete, sagte er: „Der Tausend! Eine so schöne Stube hab' ich mein Lebtag nicht gesehen. Die habt Ihr wohl von einem Breslauer Künstler malen lassen, Meister?“

„Nein, es gibt auch in Hirschberg geschickte Leute,“ versetzte vornehm der Meister, „wer's nur bezahlen kann.“ — Darauf erhob sich der vorgebliche Schweidnitzer Bürger und sagte, er wolle am andern Tage kommen und die Arbeit anfangen. Und richtig, am Morgen darauf, als der Meister aus dem Bette stieg, hörte er im Hofe schon Holz hacken.

Er zog seinen Schafpelz an und dachte: „Muß doch einmal zum Rechten sehen.“ Aber mit weit offenem Munde blieb er in der Hoftür stehen: der Fremde hatte sein linkes Bein aus der Hüfte herausgezogen und schlug damit auf das Holz, daß es in tausend kleine Stücke zersprang.

Da wurde dem Meister unheimlich, und er rief dem Fremden zu, er möge doch aufhören und sich fortscheren. Der aber tat, als höre er nicht, hieb immer unbarmherzig darauf los, und in kaum einer Viertelstunde war das ganze Holz in kleine Scheite gespalten. Alsdann steckte der Fremde das Bein wieder in die Hüfte, packte alles gehauene Holz in einen ungeheuren Sack, sodaß kein Spänchen liegen blieb, nahm den Sack auf seinen Rücken und spazierte ruhig aus dem Hofe, ohne sich um das Wehgeschrei des Bäckers zu kümmern.

Da stand dieser nun als ein geschlagener Mann. Sein ganzer Holzvorrat war verloren, denn er hatte ja dem Holzhauer freiwillig so viel als Lohn versprochen, als der auf seinem Rücken forttragen könne. Das hatte nun seine Richtigkeit, und der Meister konnte ihn deshalb nicht aufhalten. Was ihn aber noch mehr hinderte, dem Fremden nachzulaufen und sein Holz zurückzufordern, war die Überzeugung, daß nur Rübezahl ein solches Kunststückchen ausführen konnte, und mit diesem mochte der Meister aus guten Gründen nicht anbinden. Da stand er denn und hatte das leere Nachsehen; diesmal war er der Betrogene!

Rübezahl lud seine Bürde vor dem Hause des armen Fuhrmanns ab, der garnicht begreifen konnte, wer ihm in aller Heimlichkeit so viele Fuhren Winterholz gebracht habe. Er verbrauchte es dankbar und gab auch einigen armen Nachbarn davon.

Von dieser Zeit an war der reiche Bäcker in der Stadt wie verwandelt. Er war gerecht gegen seine Arbeiter und zahlte ihnen richtig den verdienten Lohn.

Der kleine Peter.

Dem kleinen Peter war seine liebe Mutter gestorben. Der Vater mußte den ganzen Tag im Walde Holz fällen. Deshalb nahm er eine Tante ins Haus, die sollte sich um den Jungen kümmern. Die Tante aber war mürrisch und boshaft und konnte den kleinen Peter schon darum nicht gut leiden, weil er immer lustig und guter Dinge war und so vergnügt spielte, als ob die ganze Welt ihm gehörte. Wenn der Vater am Abend von seinem sauren Tagewerk müde heimkam, klagte sie ihm so viel von Peters Unfolgsamkeit, daß der Vater ohne weiteres eine Haselrute nahm und den armen kleinen Schelm durchprügelte.

Widerspruch hätte den jähzornigen Mann nur noch heftiger gemacht. Darum fand sich Peter geduldig in sein Schicksal und ward es zuletzt immer mehr gewöhnt, von der Tante gescholten und vom Vater jeden Abend geschlagen zu werden. Da er nun im Hause keine Freude hatte, war er am liebsten draußen auf dem Felde. Da sah er doch das boshafte Gesicht der Muhme nicht, und es zankte niemand mit ihm.

Aber diese Freiheit hatte mit dem anbrechenden Winter ein Ende. Auf den Feldern und auf den Bergen lag der Schnee, und Peter in seinem dünnen Leinwandjäckchen wäre draußen bald erfroren. Es war also seine einzige Freude, hinaus vor die Hütte zu treten und den Sperlingen Brotkrümchen zu streuen, die er sich jedesmal an seinem

Frühstück absparte. Wenn die Vögel so lustig zwitscherten und um ihn herumflogen, da klopfte ihm das Herz vor Lust, und oft gab er ihnen sein ganzes Stück Schwarzbrot, ohne daran zu denken, daß er alsdann selbst hungern müsse.

Eines Tages kaufte die Muhme einen Fisch, denn sie erwartete einen Gast. Peter kam zufällig an dem Fasse vorbei, worin der Fisch ängstlich plätscherte. „Du armes Tierchen," sagte er, „Du möchtest wohl auch lieber draußen im Teiche sein, als hier in der Handvoll Wasser; kannst Dich ja garnicht recht lustig bewegen; komm, ich will Dir ein bißchen mehr Freiheit geben." Und er trug den zappelnden Fisch hinaus in den Bach, der hinter dem Hause vorbeifloß. Als dort der Fisch lustig große Wellen mit dem Schwanze schlug und über die weißen Kiesel hinhuschte, da sprang Peter vor Freude auf einem Bein. Aber das schlimme Ende kam hinten nach. Die Muhme erriet ohne Mühe, daß Peter den Fisch fortgetragen hatte, und legte es ihm als Bosheit aus. Da gab's denn am Abend wieder etwas zu klagen, und der Vater schlug heute ganz unbarmherzig auf den unverbesserlichen Burschen los.

Peter aber dachte: ohne Schläge wächst kein Mann groß, und schüttelte sich, als es vorüber war. Das ärgerte die Muhme am meisten, daß der Knabe nicht jammerte und klagte, und sie dachte nach, wie sie ihm noch mehr Angst und Qual bereiten könnte. Eines Tages schickte sie ihn hinaus aufs Feld und sprach: „Komm nur ja nicht nach Hause, ehe Du einen Scheffel voll Kornähren gesammelt hast; wir haben kein Brot mehr im Hause."

Das betrübte den kleinen Peter, aber nur um seines Vaters willen; der war krank geworden, konnte nichts verdienen und hatte keine guten Tage bei der mürrischen Tante. Peter ging daher heute, gegen seine sonstige Gewohnheit, ganz traurig und niedergeschlagen hinaus aufs Feld und

suchte so emsig die Ähren zwischen den Stoppeln, daß ihm der Rücken weh tat. Aber es war schon Mittag vorüber, und er hatte kaum den Boden des Sackes gefüllt, den ihm die Muhme mitgegeben hatte. Es wohnten nur arme Leute im Dorfe, die ihre Felder so rein als möglich abräumten und nur wenige Halme liegen ließen. Und dann, dachte Peter, müssen doch auch die kleinen, lieben Vögelchen etwas von dem Erntesegen haben — und er ließ hin und wieder eine Ähre für sie liegen.

Schon ging die Sonne unter, und er hatte seinen Sack noch nicht einmal zur Hälfte gefüllt. Er dachte an seinen armen Vater, und die Tränen kamen ihm in die Augen. Plötzlich stand ein alter Jägersmann vor ihm und fragte, warum er weine.

Da erzählte der kleine Peter ganz teuherzig alles, was sein Herz bedrückte, und er vergaß auch nicht, der bösen Muhme zu gedenken.

„Möchtest Du wohl, daß ihr etwas recht Schlimmes geschehe, weil sie Dich so quält?" fragte der fremde Mann.

„Etwas Schlimmes? O nein; aber ich wünschte, die Muhme müßte einmal einen ganzen Tag lachen und vor Lust herumspringen, damit sie doch wüßte, wie es den fröhlichen Leuten zu Mute ist; vielleicht wäre sie dann nicht mehr so mürrisch und sauertöpfisch."

Der Jäger mußte selbst über den Einfall des Knaben lachen. Dann pfiff er laut auf dem Finger, und mit einem Male kam eine ganze Wolke von Vögeln geflogen. Die ließen sich auf das Stoppelfeld nieder und trugen mit ihren Schnäbeln alle Halme auf ein Häufchen zusammen. Der Jäger deutete darauf hin und sagte: „Da, fülle den Sack damit!" Peter tat es voller Staunen, und siehe da, er hatte vollauf, und seine Aufgabe war gelöst. Der Jägersmann war nirgends mehr zu sehen, aber die Vögel flogen neben

dem kleinen Peter hin, bis zu seines Vaters Häuschen, und sangen so schön dabei, daß ihm das Herz vor Freude hüpfte.

Die Muhme machte ein grimmiges Gesicht. Sie hatte gedacht, Peter würde nicht so viel Ähren finden und aus Furcht vor Strafe nicht mehr wiederkommen, sondern davonlaufen in die weite Welt.

Peter war aber froh, daß sein armer Vater nun Brot und Mehl zu einer Suppe hatte, und er murrte garnicht, daß er selbst nichts davon bekam, sondern nur ein paar kalte Erdäpfel.

Am andern Tage sagte die Muhme: „Geh und fang ein paar Fische im Teiche, daß ich sie für den Vater kochen kann. Mit leeren Händen komme mir aber ja nicht zurück, sonst kann ich dem Kranken nichts zu essen geben, und er bekommt doch schon wieder einen tüchtigen Appetit."

Da ging Peter traurig mit dem kleinen Netz zum Teiche und dachte: „Ach, wenn der Vater nur erst wieder gesund wäre, damit die Muhme ihm nicht jeden Bissen Brot vorwerfen darf." Er senkte sein Netz ins Wasser, aber es verging eine Stunde um die andere, und er hatte noch immer nichts gefangen. Da setzte er sich in das Schilf und weinte bitterlich. Nicht lange darauf kam der alte Jäger wieder gegangen und fragte, warum er denn heute wieder weine.

Peter erzählte ihm, daß die Muhme den Vater quäle und hungern lasse, und daß er nicht eher heimkommen dürfe, bis er Fische für ihn gefangen habe. Da pfiff der Jäger wieder auf seinem Finger, aber ganz leise, und befahl dem Knaben dann, das Netz noch einmal ins Wasser zu tauchen. Da kam ein großer Fisch und trieb eine Menge kleiner Fische vor sich her in das Netz hinein, sodaß dieses bald ganz voll wurde und Peter es mehrmals ausleeren mußte. „Kennst Du den Fisch nicht mehr?" sagte der Jägermann, „es ist ja derselbe, den Du aus dem Fasse genommen und

in den Bach getragen hast." — Darüber wunderte sich der kleine Peter noch viel mehr und guckte dem Fische, der jetzt langsam im Teiche hinschwamm, so lange als möglich nach. Indessen war der rätselhafte Jägersmann wieder verschwunden, und Peter lief voller Freude nach Hause, denn von seinem Fange konnte sich der Vater viele Tage lang sattessen.

Da die böse Muhme dem guten Burschen auf diese Weise nichts antun konnte, vermehrte sich ihr Haß, und sie beschloß, ihn auf immer fortzuschaffen. Sie gab ihm am andern Morgen den Auftrag, er solle auf die Berge steigen und droben den Rübezahl rufen. Wenn dieser dann erscheine, solle er ihn um ein Wurzelmännchen bitten; wenn das der Vater hätte, würde er sogleich gesund werden. In ihrem bösen Herzen dachte die Muhme, der Berggeist werde den kleinen Peter töten, wenn er ihn bei dem Spottnamen rufe, und sie würde den verhaßten Knaben nicht mehr wiedersehen. Der Kranke werde ohnehin nicht mehr lange leben, und dann gehöre ihr die Hütte und alles, was darin sei.

Nun hatte der Knabe zwar allerlei Schauergeschichten von dem Berggeiste gehört, aber er dachte: „Sie heißen mich ja alle im Dorfe den Bruder Lustig, und meine Mutter hat mir erzählt, daß selbst der böse Feind einem fröhlichen Herzen kein Leid antun kann. So schlimm ist aber der Rübezahl doch noch lange nicht." Und er stand getrost auf, schnitt sich einen Stab und wanderte nach den Bergen hinauf.

„Ei, ei!" hörte er auf einmal eine Stimme hinter sich, „willst Du in die weite Welt gehen, kleiner Peter?" — Wie er sich umdrehte, war es der Jägersmann, der unter den Bäumen dahergeschlendert kam.

„Höre," sagte der lustige Kleine, „jetzt soll ich gar zum Rübezahl gehen und ein Wurzelmännchen holen. Davon wird der Vater gesund werden, sagt die Muhme. Ob das wahr sein mag?"

„Nun, wer weiß! Aber fürchteſt Du Dich nicht vor dem wilden Berggeiſte?“

„I! er wird doch mit ſich reden laſſen, der alte, ſeltſame Herr; ſo ſchlimm, wie ihn die Leute machen, iſt er gewiß nicht. Und was kann er mir groß anhaben! Ein paar Püffe und ein bißchen Ohrenſchütteln, das tut nicht viel bei mir, das bin ich gewöhnt vom Vater her, als er noch geſund war.“

„Ich denke, Dir wird der Herr Johannes nichts anhaben, Du kleiner Schlingel,“ ſagte der Jäger, „aber wer weiß, ob Du ihn antrifffſt. Wir Jäger leben ſo lange Zeit im Walde, daß wir auch hinter allerlei Geheimniſſe der Natur kommen, und da kann ich Dir ſelbſt Deinen Wunſch erfüllen. Hier haſt Du ein Wurzelmännchen. Das ſoll der Vater an einer ſeidenen Schnur am Halſe tragen, und er wird geſund werden. Und nun geh ruhig heim, Du fröhliches Herz.“ —

Der kleine Peter hatte keine Zeit, ſich bei dem Alten zu bedanken, der mit großen Schritten über das Heidekraut hinſchritt und ſich dabei immer höher und höher ausdehnte, bis ſein Kopf an die Wolken anſtieß, worin alsdann die ganze Geſtalt verſchwand. — Das kam unſerm kleinen Freunde doch gar zu wunderlich vor, und er lief, was er konnte, nach dem Dorfe zurück, feſt in der Hand ſein Wurzelmännchen, das er ſich noch garnicht einmal angeſehen hatte.

Die Muhme kam ihm ſchon in der Tür mit einem grimmigen Geſicht entgegen. „Unkraut verdirbt nicht,“ murmelte ſie zwiſchen den Zähnen und bewillkommnete den kleinen Peter mit einem tüchtigen Puff. Da öffnete er die Hand, um ihr das Wurzelmännchen zu zeigen, und kaum hatte ſie einen Blick darauf geworfen, als ſie in ein ſchallendes Gelächter ausbrach und wie närriſch umherlief. Peter ſah ganz erſtaunt bald die Muhme, bald das Geſchenk des alten

Jägers an. Die Wurzel sah zwar komisch genug aus. Sie glich vollkommen einem kleinen, mißgestalteten Männchen mit langen Spinnenbeinen und ebensolchen Armen; Kopf und Rumpf waren dagegen ganz unförmlich dick, und das Gesicht war eine boshaft grinsende Fratze. Ein Zopf, der länger war als das ganze kleine Wesen, vollendete die höchst wunderliche Gestalt des Wurzelmännchens. Aber bei alledem begriff Peter nicht, warum die Base gar so unbändig lache. Er trat ganz nahe zu ihr hin, um ihr das seltsame Ding besser zu zeigen. Aber da geriet sie völlig außer sich. Die Tränen stürzten ihr vor Lachen aus den Augen; sie fiel ganz atemlos auf das Bett des Kranken und lachte immer lauter und heftiger.

Da fiel es dem kleinen Peter plötzlich ein, daß er einmal gegen den wunderbaren Jägersmann den Wunsch geäußert hatte, die Tante möge einen ganzen Tag lachen und springen. Jetzt wußte er, daß Rübezahl selbst ihm unter jener Gestalt erschienen sei und seinen Wunsch erfüllt habe Sein nächster Gedanke war, daß nun auch gewiß sein Vater gesund werden würde, denn der Berggeist hielt immer sein Wort. Und so band er denn geschwind das Wurzelmännchen dem Vater um.

Dabei kam er der Muhme wieder nahe, die noch immer über den Füßen des Kranken lag und vor Lachen fast erstickte. Jetzt sprang sie auf, und als sie an die offene Tür kam, rannte sie hinaus und ins Dorf hinunter. Noch aus der Ferne hörte man ihr schallendes Gelächter.

Von Stund an ging es besser mit dem Kranken, und als Peter ihm nun erzählte, wie sich alles zugetragen hatte und auf welche Weise er mit Rübezahl zusammengekommen war, da gingen dem Vater die Augen auf. Er erkannte, wie schlecht die böse Muhme den kleinen Peter behandelt hatte, und er beschloß, daß sie nie wieder ins Haus kommen

ſollte. Die Muhme aber blieb von ſelbſt weg, denn ſie hatte faſt den Tod gehabt von dem luſtigen Tanze. Keine Macht der Welt brachte ſie mehr in die Nähe des kleinen Burſchen, von dem ſie glaubte, er habe ſie verzaubert. Sie zog ganz aus dem Dorfe, viele Meilen weit, und Peter hatte nun gute Tage. Der Vater ward wieder geſund und ſtark, und da er einmal unter einer Baumwurzel, die er ausrodete, einige alte Goldſtücke fand, konnte er ſich ein Stück Acker und eine Kuh kaufen. Ja, es war ein ſo ſichtlicher Segen auf allem, was er tat, daß er bald zu den wohlhabendſten Bauern im Gebirge gehörte.

Der kleine Peter konnte nun im Winter nach Herzensluſt Futter für die lieben Vöglein ausſtreuen oder auch für die Rehe und Hirſche in den Wald tragen. Die Muhme ſtarb vor Neid und Mißgunſt. Peter aber lebte lange und glücklich, war ſtets fröhlich und guter Dinge und erzählte immer mit beſonderer Freude die Begebenheit mit dem wunderbaren Jägersmanne.

Die Reiſe nach Karlsbad.

Eine reiche Gräfin aus Breslau, die gewöhnt war, den Sommer in irgendeinem Badeorte zuzubringen, begab ſich mit ihren beiden Töchtern nach Karlsbad; die Mutter wegen einer Badekur, die jungen Damen wegen des luſtigen Lebens im Bade. Sie reiſten ſo eilig, daß ſie Tag und Nacht nicht raſteten, um die lockenden Vergnügungen, Bälle, Ständchen und Spaziergänge deſto eher zu genießen. Beim Sonnenuntergang kamen ſie ins

Riesengebirge, und da es ein schöner Sommerabend zur Zeit des Vollmondes war, beschlossen sie, die Nacht hindurch zu fahren. Der Wagen war so bequem eingerichtet und bewegte sich bergan so langsam, daß Mutter und Töchter samt der Zofe recht behaglich schlummerten. Johann, der Diener, saß neben dem Postillon auf dem Kutschbock. Ihm fielen verschiedene Geschichten von Rübezahl ein, und er verwünschte im geheimen die nächtliche Reise durch das Reich des furchtbaren Berggeistes. Wie viel lieber wäre er daheim in Breslau gewesen! Er sah sich ängstlich um, und wenn er etwas Auffallendes bemerkte, zitterte er wie ein Blatt im Winde. Er fragte mehr als einmal den Schwager Postillon, ob es hierherum auch geheuer sei. Der versicherte, es sei nichts zu befürchten; aber Johann konnte sich garnicht beruhigen.

Seine Unruhe wurde zur wirklichen Angst, als der Postillon plötzlich die Pferde anhielt und einen Fluch zwischen den Zähnen murmelte. In der Entfernung von kaum zehn Schritten stand mitten im Wege eine übernatürlich große Gestalt mit pechrabenschwarzem Mantel und mit einem weißen, weithin schimmernden Halskragen, aber — ohne Kopf. Diese schreckliche Erscheinung stand augenblicklich still, wenn der Postillon die Pferde anhielt, und sie lief rasch voraus, sobald dieser die Peitsche schwang, um weiterzufahren. „Schwager, was — was ist das?“ schrie Johann in größter Angst. „Sei still,“ sagte dieser kleinlaut, „damit wir das Gespenst nicht reizen!“

Der entsetzte Diener konnte aber nicht länger ruhig sitzen und klopfte heftig an die Fenster des Wagens. Er dachte: Hat die Gräfin den tollen Einfall gehabt, hier in der Nacht zu reisen, so kann sie nun in der Gefahr auch Rat schaffen!

Unwillig fuhr die Gebieterin aus ihrem sanften Schlummer auf und fragte, was es gäbe. „Ei, Ihro Gnaden, da geht

einer ohne Kopf," stammelte der Bediente, und seine Zähne schlugen zusammen.

„Und darum weckst Du mich, Einfaltspinsel? Ein Mann ohne Kopf ist doch keine Seltenheit; es gibt kopflose*) Männer genug in Breslau und auch anderwärts!" Sie belachte ihren Witz. Die beiden Fräulein aber konnten nicht mit einstimmen. Sie schmiegten sich an die Mutter und jammerten: „Ach, das ist Rübezahl, der Berggeist!"

Die Geister aber schienen bei der Frau Gräfin in keiner besonderen Achtung zu stehen. Sie lächelte über die Furcht der Töchter und nannte die Spukgeschichten Ausgeburten kranker Einbildung. Plötzlich verstummte sie. Der Schwarzmantel, der einen Augenblick im Gebüsch verschwunden war, trat wieder in das helle Mondlicht heraus, dicht an den Weg, und nun konnte man deutlich erkennen, daß er seinen Kopf unter dem linken Arme trug!

Ein Schrei des Entsetzens ward im Wagen gehört, und die seidenen Vorhänge wurden hastig vor die Fensterscheiben gezogen. Der schreckliche Unbekannte beunruhigte aber die Damen nicht weiter, sondern begnügte sich damit, den Bedienten samt dem Postillon vom Bocke herabzustürzen. Dabei kam ihm die Furcht der beiden Männer sehr zustatten. Er gab dem Postillon einige derbe Faustschläge und schrie ihm ins Ohr: „Nimm das vom Rübezahl, weil Du so dreist in mein Gehege gefahren bist." Hierauf schwang sich das kopflose Ungetüm auf den Sattel, trieb die Pferde an und fuhr so rasch über Stock und Stein, daß man vor dem Rasseln der Räder das Angstgeschrei der Damen nicht hörte.

Da vermehrte sich plötzlich die nächtliche Reisegesellschaft noch um eine Person. Ein Reiter trabte neben dem Fuhrwerk hin, der schien garnicht zu merken, daß dem Fuhrmann

*) kopflos = ratlos, zerstreut, verwirrt.

der Kopf fehle. Er ritt auf einem Schimmel neben dem Wagen her, als gehöre er dazu. Dem Schwarzmantel schien dieser Gesellschafter nicht willkommen zu sein. Er lenkte die Pferde nach einem andern Wege, bog bald links, bald rechts um, konnte aber den rätselhaften Begleiter nicht los werden. Noch viel ängstlicher ward dem Fuhrmann zu Mute, als er bemerkte, daß dem Schimmel ein Fuß fehlte und dieser doch so lustig neben ihm her trabte.

„O weh, das ist der rechte Rübezahl, den ich nachmachen wollte," seufzte er ängstlich, „meine Rolle als Rübezahl wird bald aus sein, wenn der sich in das Spiel mischt!"

Jetzt lenkte der Reiter sein dreibeiniges Roß ganz nahe an den Fuhrmann und fragte ihn ganz zutraulich: „Landsmann ohne Kopf, wohin des Weges?"

„Immer der Nase nach," antwortete dieser trotzig. Da fiel der Reiter den Rossen in die Zügel und rief: „Halt, Gesell!" packte ihn am Genick und warf ihn so kräftig zur Erde, daß ihm alle Glieder knackten. Der kopflose Fuhrmann hatte, wie man jetzt sehen konnte, Fleisch und Bein wie jeder andere Mensch und auch einen richtigen Kopf, der unter dem schwarzen Mantel versteckt gewesen war. Da er nun sah, daß er in die Hände des mächtigen Berggeistes geraten war, wimmerte er ganz kläglich und ergab sich auf Gnade und Ungnade.

Diese Demut war sein Glück; denn Rübezahl war so ergrimmt, daß er ihn ohne Zweifel zermalmt haben würde, wenn er noch ein Wort zu reden gewagt hätte. „Sitz auf," herrschte er ihn an, „und tu, was ich Dir befehlen werde." Nun zog er geschwind das vierte Bein seines Schimmels aus dessen Rippen und trat an den Wagenschlag, um sich den Damen ganz höflich vorzustellen.

Aber diese lagen sämtlich ganz betäubt und besinnungslos in den Polstern und gaben kein Lebenszeichen. Der

Reiter schöpfte aus einer vorüberrieselnden Bergquelle frisches Wasser und sprengte es den Damen ins Gesicht. Dadurch wurden sie sämtlich wieder zum Leben gebracht. Es beruhigte sie sehr, einen so feinen Mann in ihrer Nähe zu haben, von dem sie ritterlichen Schutz erwarten durften, und sie wurden ganz frei von Besorgnis, als er sagte: „Ich bedauere sehr, daß der Bösewicht die Damen erschreckt hat. Er hatte ohne Zweifel die Absicht, Sie zu bestehlen. Jetzt sind Sie in Sicherheit. Ich bin der Oberst von Riesental und erlaube mir, Sie in meine Wohnung zu geleiten, die ganz in der Nähe ist."

Mit Freuden ward dies freundliche Anerbieten von den Damen angenommen. Der Oberst ritt wieder neben dem eingeschüchterten Fuhrman her und hieß ihn bald links, bald rechts einen Weg einbiegen. Zwischendurch fing er einige Fledermäuse mit der Hand auf; er schien ihnen einen geheimen Auftrag zu geben und ließ sie dann wieder fliegen.

So mochte die Fahrt wohl über eine Stunde gedauert haben, als sich in der Ferne Lichtschimmer zeigte und vier Jäger mit brennenden Fackeln herangesprengt kamen, um ihren Herrn zu suchen. Die Gräfin ward dadurch vollständig beruhigt und bat Herrn von Riesental, einige seiner Leute nach ihrem armen Johann auszuschicken, was auch sogleich geschah. Bald darauf rollte der Reisewagen über eine Zugbrücke durch ein altertümliches Burgtor und hielt vor einem hell erleuchteten Palaste. Der Reiter sprang ab, bot der Gräfin den Arm und führte sie in ein Prunkgemach, wo schon eine große Gesellschaft versammelt war. Die jungen Damen waren trostlos darüber, daß sie in ihren zerdrückten Reisekleidern in einen so glänzenden Kreis treten sollten. Der Hausherr bemerkte ihre Verlegenheit und führte sie in ein Zimmer, wo alles Nötige zum Umkleiden vorbereitet war. Sechs Kerzen brannten vor dem großen Spiegel, feine Seifen, Riechwasser, Haaröl und dergleichen lagen auf dem kostbaren Waschtisch,

und die feinsten Schuhe und Handschuhe fehlten ebensowenig.

Den jungen Damen hätte nicht leicht ein angenehmeres Abenteuer begegnen können, und sie traten daher ganz frisch und fröhlich in die Gesellschaft, wo sie sich auch bald recht wohl fühlten. Es ward viel über die Gefahr gesprochen, in der sich die Reisenden befunden hatten, und der aufmerksame Wirt stellte den Damen sogleich einen Arzt vor, der nach ihrem Gesundheitszustande nach einem so großen Schreck fragte und mit besorgter Miene den Puls der Gräfin prüfte.

Endlich sagte er mit bedenklichem Kopfschütteln, daß er die schlimmsten Folgen von der ungewöhnlichen Aufregung befürchten müsse, wenn sich die Damen nicht zu einem Aderlaß entschließen wollten. Die Gräfin zitterte für ihr Leben und willigte sogleich ein. Bei den jungen Damen hielt es aber weit schwerer, und es bedurfte des mütterlichen Befehls, um sie dazu geneigt zu machen.

Der Arzt kehrte sich nicht an den sichtlichen Widerwillen der Damen; durch den Einschnitt am Fuße machte er sie für acht Tage unfähig, einem Ball beizuwohnen. Der ärztliche Eingriff war kaum vorüber, so ging die Gesellschaft zur Tafel, und ein fürstliches Mahl war für sie aufgetischt. Die Tische schienen unter der Last des Silbergeräts brechen zu wollen; die köstlichsten Speisen, die ausgesuchtesten Weine und ganz ungewöhnliche Früchte wurden verschwenderisch aufgetragen. Als der Nachtisch gebracht wurde, staunten die Gräfin und ihre Töchter nicht wenig, ihr soeben erlebtes Reiseabenteuer in Zuckerfiguren dargestellt zu sehen. Voll Bewunderung fragte die Gräfin ihren Tischnachbar, einen böhmischen Grafen, was für ein Fest denn hier gefeiert werde. Sie erhielt zur Antwort, die Gäste hätten sich nur zufällig getroffen; es sei nur ein kleines, freundschaftliches Mahl, wie es der Hausherr täglich gewohnt sei.

Diese Nachricht vermehrte die Freude der Damen, und die Gräfin war nur erstaunt, daß sie in Breslau nie zuvor von einem so reichen und gastfreien Manne gehört hatte. Sie kannte viele adelige Familien, aber auf einen Herrn von Riesental konnte sie sich nicht erinnern. Ihr Nachdenken ward unterbrochen, als man allerhand Märchen von Rübezahl zu erzählen anfing, und die Gräfin nahm sogleich Gelegenheit, ihren Zweifel an dem wirklichen Vorhandensein des Berggeistes unter allerlei witzigen Bemerkungen auszusprechen.

„Mein soeben erlebtes Abenteuer ist der beste Beweis, wie alle diese Geschichten entstehen," sagte sie, „und daß der Berggeist nur in den Köpfen der Furchtsamen spukt. Wenn er hier im Gebirge wirklich herrschte und hauste, würde er alsdann geduldet haben, daß ein Schurke unter seinem Namen solchen Unfug treiben durfte? Der arme Geist konnte seine eigene Ehre nicht retten, und ohne den ritterlichen Beistand des Herrn von Riesental hätte ein frecher Bube uns beraubt und vielleicht ermordet."

Der Hauswirt widersprach eben in seinem Scherz und höflicher Weise, indem er anriet, den Herrn vom Berge nicht für ein Unding zu halten. Da trat Johannes herein, der wieder ganz mutig aussah und triumphierend das Haupt des Schwarzmantels mitbrachte, das dieser während der Mummerei unter dem Arme getragen und später verloren hatte. Zur großen Belustigung der Gäste ergab es sich, daß es nur ein ausgehöhlter Kürbis war, der mit Sand angefüllt, mit einer hölzernen Nase und einem langen Flachsbarte ausgeschmückt und so einem fürchterlichen Menschengesichte ganz ähnlich war.

Nach einer in den weichsten Betten zugebrachten Nacht verließen die Damen am andern Morgen das gastliche Schloß, ganz entzückt von der Aufnahme, die sie daselbst gefunden hatten. Herr von Riesental geleitete sie höflich bis an die

Grenze seines Gebiets. Die Damen mußten ihm versprechen, auf der Rückreise wieder einen Besuch bei ihm abzustatten.

Rübezahl kehrte in das Schloß zurück und ließ den armen Schelm vorführen, der mit seinem Gespensterspiel die Reisenden so sehr erschreckt hatte. Es war ein Beutelschneider von Beruf, der sich schon öfter an fremdem Eigentum vergriffen hatte und auch die Damen auf der nächtlichen Fahrt berauben wollte. Unlängst war er aus dem Gefängnis zu Liegnitz entwichen. Rübezahl zauberte ihn ins Gefängnis zurück, und dort blieb er bis an sein Lebensende. —

Die Gräfin kam mit ihrer Begleitung wohlbehalten in Karlsbad an und ließ sogleich den Badearzt rufen, um ihn über ihren Gesundheitszustand zu befragen. Da trat derselbe Arzt herein, den sie schon auf dem Schlosse des Herrn von Riesental kennen gelernt und der ihr den Aderlaß verordnet hatte. „Ei, seien Sie uns willkomen!“ riefen ihm Mutter und Töchter freundlich entgegen; „wir vermuteten Sie noch bei dem Herrn von Riesental, und nun sind Sie uns zuvorgekommen. Warum haben Sie uns denn dort verschwiegen, daß Sie der hiesige Badearzt sind?“ — „Ach, Herr Doktor!“ seufzten die beiden Fräulein dazwischen, „von dem Aderlaß haben wir immer noch Schmerzen im Fuße. Wir müssen fürchterlich hinken und werden nun keinen Schritt tanzen können.“

Der Arzt stutzte. „Ihro Gnaden sind im Irrtum,“ sagte er. „Ich hatte nie zuvor die Ehre, Sie zu sehen, auch entferne ich mich während der Kurzeit niemals von hier und kenne unter allen meinen Bekannten keinen Herrn von Riesental.“

Die Gräfin lachte, weil sie meinte, der Arzt verstelle sich. Da sie den Grund davon in der Bescheidenheit des Arztes zu finden meinte, der für seine schon geleisteten Dienste nicht bezahlt sein wollte, sagte sie: „Ich verstehe Sie, lieber Herr Doktor, Ihr Zartgefühl geht aber zu weit; es soll mich nicht

abhalten, mich als Ihre Schuldnerin zu bekennen und für Ihren guten Beistand dankbar zu sein.“ Dabei nahm sie eine schöne goldene Dose aus ihrem Koffer und schenkte sie dem Doktor. Dieser nahm sie als eine Vorausbezahlung der Dienste, welche er etwa der Gräfin noch würde leisten können, und widersprach ihr nicht mehr, weil er glaubte, die Kranke leide an solchen Einbildungen und ihre Töchter stimmten nur aus Rücksicht auf den Zustand der Mutter dazu ein. —

Bald war es in dem Badeorte herum, daß es mit dem Kopfe der Gräfin nicht ganz richtig stehe. Der Arzt nämlich, der seinen Kranken gern eine Neuigkeit erzählte, hatte das Abenteuer der Gräfin unter die Leute gebracht, und alle waren begierig, die fremden Damen kennen zu lernen.

Als die Gräfin mit ihren Töchtern das erste Mal in den Kursaal trat, war es ihr ein höchst überraschender Anblick, die ganze Gesellschaft aus dem Schlosse des Herrn von Riesental wiederzufinden. Dadurch hatte sie gleich angenehme Bekannte und schloß sich ohne weitere Förmlichkeiten ihnen an. Aber sie fühlte sich verletzt durch das fremde und kalte Benehmen der Damen und Herren, die ihr vor kurzem so viel Freundlichkeit bewiesen hatten. Endlich fiel ihr ein, das alles sei ein verabredeter Scherz, bei dem Herr von Riesental die Hand im Spiele habe, und er würde durch sein plötzliches Erscheinen der Neckerei ein Ende machen. Sie fragte daher täglich nach ihm und erzählte mehreren neu angekommenen Gästen ihr Abenteuer auf dem Riesengebirge, durch welches sie so viel angenehme Bekanntschaften gemacht habe, und nicht ohne Bitterkeit fügte sie hinzu, daß die Herrschaften sie hier garnicht wiedererkennen wollten, auch garnichts von einem Herrn von Riesental zu wissen vorgaben.

Es war bald nur eine Stimme darüber, daß die Gräfin eine feine und liebenswürdige Dame sei, daß sich ihre Gedanken aber alsbald verwirrten, wenn sie an ihr vermeintliches

Abenteuer erinnert wurde. Man vermied daher, sie auf diesen Gegenstand zu bringen, und die Gräfin sprach nun auch nicht weiter davon.

Als die Kur beendet war und die jungen Damen sich genug hatten bewundern lassen, kehrten sie nach Breslau zurück. Absichtlich nahmen sie wieder den Weg über das Riesengebirge, um dem gastfreien Obersten ihr Wort zu halten und zugleich des Rätsels Lösung von ihm zu empfangen, weshalb die Gäste in Karlsbad ihr früheres Zusammentreffen mit der Gräfin nicht hätten eingestehen wollen. Aber es wußte niemand den Weg nach dem Schlosse des Herrn von Riesental zu weisen, und sein Name war weder diesseits noch jenseits des Gebirges bekannt.

Dadurch war die Gräfin doch endlich überzeugt, daß der Unbekannte, der sie beschützt und so gastlich aufgenommen hatte, der Berggeist Rübezahl gewesen sei. Sie hatte alle Ursache, zufrieden zu sein mit der Art, wie sich der Geist für ihre Ungläubigkeit gerächt hatte, und sie verzieh ihm gern die Neckerei, die ihr nun erst erklärlich wurde.

Wieder aber war es dem Berggeiste gelungen, die Menschen an ihren empfindlichsten Stellen zu packen; die spottlustige Gräfin war selber verspottet worden, und die eitlen Töchter hatten auf manches Vergnügen verzichten müssen.

Der Falke vom Berge.

Am Fuße des Riesengebirges breitet sich auf der schlesischen Seite meilenweit das Hirschberger Tal aus. Darin erheben sich zwei einzelne Berge. Sie heißen Falkenberge. Auf dem einen stand im zwölften Jahrhundert eine stolze Burg. Dort hauste ein gewaltiger Raubritter: Herr Protzko, auch „der Falke vom Berge" genannt. Das war ein gar wilder Gesell und in der ganzen Gegend gefürchtet. Den vorbeiziehenden Kaufleuten und Reisenden nahm er Hab und Gut weg, und viel unschuldig Blut wurde dabei vergossen. Auf seiner festen Burg führte der Ritter mit seinen Spießgesellen ein lustiges Leben: Tag und Nacht wurde gelärmt, gespielt und gezecht. — Eines Abends aber saß der Ritter still und nachdenklich in dem großen Saale. Er ließ den vollen Becher unberührt vor sich stehen. Seine Zechbrüder spotteten darüber, aber ein wilder Blick des Ritters machte sie sogleich stumm. Da kam eilig ein Diener herein und meldete, daß auf der Straße von Schmiedeberg her ein schwer beladener Wagen komme, der sicherlich wertvolle Kaufmannsgüter bringe. Mit wildem Geschrei sprangen die Raubritter von der Tafel auf und griffen zu ihren Schwertern; nur Protzko rührte sich nicht und ließ die wilden Gesellen allein hinausstürmen in die finstere Nacht. Er war wohl sonst bei solchem Tanz nimmer der letzte. Heut aber war seiner sanften Mutter Todestag. Darum kam kein Scherz aus des Ritters Munde, kein Wein über seine Lippe, und sein blutgewöhntes Schwert blieb in der Scheide. Mit großen, klingenden Schritten ging der Ritter im Saale auf und ab. Endlich öffnete er ein Fenster und lehnte sich in die Nacht hinaus. Da hörte er das Stampfen der Rosse, den wilden

Ruf der Spießgesellen, und nun klang dazwischen ein Schrei der Angst, der einen wunderbaren Eindruck auf den finstern Ritter machte.

„Sattle mein Roß, Knappe," schrie er in den Burghof hinab, griff hastig nach seinem Schwerte und stürmte schon nach wenigen Minuten auf seinem Streitrosse den steilen Weg vom Falkenberge hinab. Wie eine Wetterwolke fuhr er gegen die Raubritter los, und seine gute Klinge pfiff durch die Luft. „Gebt den Gefangenen frei," schrie er wild, als er einen Mann gebunden zwischen den Pferden seiner Spießgesellen sah, „laßt ihn seines Weges ziehen, oder bei meinem Barte, Ihr sollt meinen Arm fühlen!"

Die Raubritter murrten; aber Protzko war ihr mächtigster Freund und seine feste Burg ihr sicherster Zufluchtsort. Darum beschlossen sie, seiner wunderlichen Laune nachzugeben, und banden den gefangenen Kaufmann los. Aber er sank kraftlos zu Boden, denn er hatte eine tiefe Wunde am Halse bekommen, und seine Kleider waren mit Blut befleckt.

Protzko neigte sich prüfend über ihn, und eine seltene Regung des Mitleids zeigte sich in seinem Gesichte. „Tragt den Mann nach meiner Burg hinauf, er soll dort Pflege und Wartung finden. Auch den Wagen bringt hinauf. Aber wer seine Hand an das Eigentum dieses Mannes legt, der hat es mit mir zu tun!" So rief er wild, und jeder sah es ihm an, daß er nicht spaße.

„Der Falke liegt in der Mauser," höhnten die Raubritter leise. Aber es wagte keiner dem wilden Protzko zu widersprechen, der schweigend und finster dem Zuge voranritt nach seiner Burg. Dort wurde der fremde Kaufmann aufs beste gepflegt; seine Pferde wurden gut versorgt, die Kisten mit Waren, die er mit sich führte, von dem Burgherrn selbst verwahrt.

Wochen vergingen, ehe der Kranke gesund wurde und seine Reise fortsetzen konnte. Mit vielem Dank nahm er Abschied von seinem mitleidigen Pfleger, der ihm nicht nur seine reiche Ladung richtig herausgeben ließ, sondern ihm auch noch zwei kräftige Pferde schenkte, damit er rascher ans Ziel seiner Reise komme.

Die Spießgesellen des Ritters grollten, daß ihnen eine so gute Beute entgangen war, und sannen auf eine Rache, wie sie ihm etwas anhaben könnten. Es war an einem schwülen Sommertage. Die Sonne verschwand gerade blutrot hinter den Bergen und vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Zinnen der Burg. Protzko saß sinnend und allein in seinem Speisesaal und sah auf die Landschaft hinaus, als sein treuer Burgvogt atemlos gelaufen kam und meldete: „Herr, die Mannen des Herzogs Bolko umschleichen unsere Burg und haben gefährliche Waffen bei sich.“ Protzko sprang auf und befahl, die Tore zu schließen, die Zugbrücke herabzulassen. Aber es war zu spät. Schon war Feuer in der Burg angelegt! Mit Blitzesschnelle verbreitete es sich durch das ganze Schloß, und nach wenigen Minuten prasselten blauzüngelnde Flammen aus dem Dache und den Fenstern hoch empor. Die Feinde drangen ein, so daß der arme Ritter sich nur mit großer Not durch einen unterirdischen Gang retten konnte.

Verlassen irrte er durch die Nacht. Da sah er plötzlich jenen Kaufmann, dem er so viel Gutes getan hatte, in Fischertracht vor sich stehen.

„Kommt mit mir in meine arme Hütte, Herr Ritter,“ sagte er freundlich zu Protzko, „dort findet Ihr Schutz und Obdach. Ich bin durch Unglücksfälle aller Art arm geworden und lebe hier ganz einsam und still als Fischer. Hier wird niemand den tapferen Ritter vom Falkenberge suchen, und ich kann Euch einen Teil des Dankes abtragen, den ich Euch schuldig bin.“

Protzko verschmähte dies Anerbieten nicht und ging mit in die Fischerhütte. Sein Wirt versorgte ihn reichlich mit Speise und Trank; als aber der Ritter am andern Morgen erwachte, war der Fischer verschwunden. Er hatte ihm aber sein Fischergerät, Netze und Angeln, zurückgelassen. Damit erwarb sich Protzko nun seinen Lebensunterhalt, und er bewohnte weiterhin die kleine Hütte. Freilich: wenn er die Ruinen seiner Burg sah, das zerstörte Nest des Falken, da ward sein Herz traurig. Er sehnte sich nach dem ritterlichen Leben, und obschon er sein früheres wüstes Treiben verabscheute, so schmerzte es ihn doch, daß er nicht mehr sein Schwert, sondern nur noch die Angelrute in der Hand haben sollte.

Traurig senkte er einmal die Angel in das klare Bächlein, das neben der Hütte vorüberfloß. Es war wieder der Todestag seiner Mutter, und schwere Gedanken bedrückten Protzkos Herz. Da fing sich ein Fisch von ganz ungewöhnlicher Größe an seinem Haken; nur mit der größten Kraftanstrengung konnte er ihn ans Land ziehen. Er mußte tief in den Bach hinein waten, um den Fang herauszuholen. Aber siehe da! Von gediegenem Golde war der köstliche Fisch, und nun erst ward es dem Ritter klar, daß jener Kaufmann, dem er einst Güte und Milde hatte angedeihen lassen, niemand anders als Rübezahl gewesen war.

Nun war der Ritter wieder reich! Er fand bald wieder Freunde und Anhänger. An der Stelle, wo die kleine Fischerhütte gestanden hatte, baute er ein neues Schloß mit Turm und Wallgraben und nannte es Fischbach. Landleute errichteten in der Nähe ihre Häuser, um unter dem Schutze des Ritters ruhig leben zu können, und so entstand das Dorf Fischbach. Schloß und Dorf bilden noch heute einen der schönsten Punkte des Hirschberger Tales und werden alljährlich von vielen Reisenden besucht.

Rübezahl bemerkt die Flucht der schönen Emma

Der Förster mit dem Zopfe.

In dem Dorfe Brückenberg, das schon sehr hoch im Gebirge liegt, lebte vor langen Zeiten ein Förster, von dem ging die Rede, daß er wacker zu lügen und aufzuschneiden verstehe, und seine Jagdgeschichten erinnerten stark an Münchhausens wunderbare Erlebnisse. Oft log er den Bauern am Sonntag im Wirtshause so viel vor, daß sie nicht mehr wußten, wo ihnen der Kopf stand. Rübezahl hörte das, hatte aber lange Zeit Nachsicht mit dem Förster, denn der war sonst eine gute Haut, und die Leute hatten ihn trotz seiner seltsamen Jagdgeschichten recht gern.

Einst aber hatte der Förster seinen Gevatter, den Pfarrer in Seidorf, besucht, und dieser gab ihm am Abend das Geleit. Während sie nun langsam den Berg hinaufstiegen, der nach der Anna-Kapelle und nach den Gräbersteinen führt, kam der Förster auch wieder auf seine Jagdabenteuer und fing zu erzählen an:

„Ihr könnt es mir glauben, Herr Gevatter, mir ist manches passiert, was andere gern um vieles Geld erleben möchten, und nun sticht sie der Neid, daß sie mir die helle Wahrheit nicht glauben mögen. Denkt nur einmal z. B., wie es mir an dem ungeheuren Schlawer See ergangen ist, wo die größten Grausamkeiten von den Seeräubern verübt werden. Mir schaudert noch die Haut, wenn ich daran denke. Aber das wollte ich eigentlich nicht erzählen, sondern: wie ich im Dämmerlichte einmal hinaus in den Wald gehe, da sehe ich ein braunes Tier, das sich langsam in der Schonung hinbewegt. Halt, denke ich, das ist gewiß ein Hirsch. Ich war schon lange ohne Fleisch gewesen, nahm mein Rohr an die Backe und schoß. Stellt Euch nun aber

mein Erstaunen vor, als ich hinspringe und einen Frosch liegen sehe — einen Riesenfrosch, so groß wie ein Ochse."

„Gevatter," fiel ihm hier der Pfarrer in die Rede, „Ihr werdet doch mit Euch handeln lassen. Der Frosch wird doch wohl etwas kleiner gewesen sein, als Ihr mir weismachen wollt."

„Nein, auch nicht um einen Zoll habe ich ihn vergrößert, er war wie ein tüchtiger Ochs. Ich habe ihm die Haut abgezogen und sie gerben lassen. Daraus ließ ich mir ein Paar Beinkleider, eine Weste und einen Pelzrock machen, und sie ist so fest und wasserdicht, daß ich tagelang im Regen auf dem Anstande stehen oder im Sumpfe waten kann, ohne mir die eigene Haut feucht zu machen."

„Ei, die Geschichte ist sehr merkwürdig und klingt genau, als ob sie nicht wahr wäre."

„Nicht wahr?" fuhr der Förster auf; „das haben mir schon viele außer Euch gesagt; aber wie werdet Ihr staunen, wenn ich Euch eine noch viel seltsamere Geschichte erzähle. Ich hatte nämlich einen Vorstehhund — 200 Taler hätte ich für ihn bekommen können — der stand vor dem Wilde fest wie eine Mauer, und diese Tugend war auch endlich die Ursache seines Todes. Hört nur! Ich gehe eines Morgens in den Wald, nehme den Hund mit, bekümmre mich aber draußen nicht weiter um ihn. Als ich nach Haus komme, ist der Hund nicht mehr bei mir. Er wird schon nachkommen, denke ich. Die Nacht vergeht, und ich rufe am Morgen meinen Hund, aber der ist nirgends zu finden, auch nicht im Walde. Ich streife den ganzen Tag durch die Felder, durchsuche jeden Busch, pfeife und klopfe, aber immer keine Spur von dem Hunde. Der ist gewiß in ein andres Revier geraten und erschossen worden, denke ich, und konnte das prächtige Tier lange nicht vergessen. Nun aber hört, Herr Gevatter, was geschieht: das Jahr darauf gehe ich wieder

im Walde durch das junge Holz. Da sehe ich auf einem kleinen Rasenfleck etwas Weißes und gehe darauf zu. Aber — denkt Euch meine Verwunderung — wie ich hinkomme, sehe ich auf einem Fleck zwölf Vogelgerippe und davor das Gerippe meines Hundes; ich erkannte ihn an den doppelten Wolfsklauen. Der Hund hatte hier eine Kette Rebhühner entdeckt, und da diese aus Furcht vor dem Hunde nicht aufzufliegen gewagt hatten, so war das pflichttreue Tier vor und mit ihnen verendet."

Der Pfarrer schüttelte lachend den Kopf. „Ihr findet das wohl sehr wunderbar, Herr Gevatter?" fuhr der Förster fort, und doch, das Beste kommt noch. Aus Anhänglichkeit an den treuen Hund lasse ich mir aus einem seiner Beinknochen ein Pfeifenrohr machen und habe diese Pfeife immer im Walde mit. Wie ich einmal an einem kleinen Gebüsch hingehe und mein Pfeifchen rauche, ruckt es plötzlich im Munde, sodaß alle Zähne knacken. Ich nehme die Pfeife erschrocken aus dem Munde, aber da drückt es mich ebenso stark am Arm und an der Hand Das war mir doch verdächtig. Ich schaue die Wiese hinunter, und richtig: hinter dem Gebüsch liegt eine ganze Kette Rebhühner! Nun erst geht mir ein Licht auf. Seht, so weit ging die seltene Natur des Hundes, daß noch sein Knochen mich auf die Rebhühner aufmerksam machte, wie sonst der lebende Hund. Ja, ja, sowas kann nur unsereiner erleben!"

„Nein, das ist doch zu stark, Gevatter," sagte der Pfarrer, „wenn Ihr noch mehr lügt, so fürchte ich, passiert etwas."

Der Förster geriet über diese Worte ganz in Eifer und beteuerte immer stärker, daß er nur die Wahrheit geredet habe. Er könne über hundert Zeugen aufrufen; sie wären nur schwer zusammenzubringen, sagte er.

Als die beiden Gevattersleute eben an der Brotbaude hinschritten, blieb der Pfarrer zufällig einige Schritte zurück.

„Gevatter," rief er aus, „was ſchleppt Ihr denn da hinter Euch?"

Der Förſter wendete ſich um und ſah ein langes, haariges Ding ſich auf der Erde hinſchlängeln. „Es iſt ein Zopf," ſagte der Pfarrer, „und Euch angewachſen."

„Ja, ein Zopf," ſprach plötzlich eine Stimme neben ihnen, „und den wirſt Du tragen, mein Förſter, bis Du Dir das Lügen abgewöhnt haſt." — Es war Rübezahl, der das ſagte und dann im Walde verſchwand. Die beiden Männer ſtanden wie verſteinert, bis der Pfarrer endlich leiſe davonging.

Vergeblich ſuchte der Förſter ſeinen Zopf loszuwerden. Wenn er ihn abſchnitt, wuchs er im Augenblick noch einmal ſo ſtark und lang als zuvor. Es gab alſo kein anderes Mittel, um ihn loszuwerden, als ſich das Lügen abzugewöhnen. Das kam ihm freilich ſauer genug an, aber was half's? Er log endlich nimmer wieder, denn was der Menſch ernſtlich will, das kann er auch.

Mutter Elſe.

Die Hilfe, welche Rübezahl einzelnen Perſonen hatte angedeihen laſſen, zog eine Menge Müßiggänger, nachläſſige Hauswirte und dergleichen herbei, die alle bald durch Bitten, bald durch Spott den Berggeiſt zu reizen ſuchten, daß er erſcheinen und ihre Klagen anhören möchte. Eine Zeitlang ließ dieſer ſie ruhig ihr Weſen treiben, denn er verachtete ſie zu ſehr, um ſich über ſie zu erzürnen, oder er neckte ſie auch zuweilen durch eine blaue Flamme, welche ſie für das Zeichen hielten, daß ein Schatz in der Erde

liege. Ja, er ließ sie sogar schwere Töpfe finden, und wenn sie diese mühsam heimgebracht hatten, fanden sie statt des Goldes nur Steine darin. Gleichwohl ließen sie nicht ab, den Geist mit Bitten zu bestürmen, bis er endlich ganz zornig ward und einen tüchtigen Steinhagel unter das Gesindel warf, um es aus seinem Gebiete zu verjagen. Kein Wanderer betrat nun ohne Furcht und Zittern das Riesengebirge; Rübezahl aber ward lange Zeit nicht mehr gehört und gesehen.

Eines Tages sonnte sich der Berggeist an der Hecke seines Gartens; da kam in einem sonderbaren Aufzuge ein Weib daher, das seine Aufmerksamkeit erregte. Die Frau hatte nämlich ein Kind auf dem Arme, eins auf dem Rücken, eins leitete sie an der Hand, und ein etwas größerer Knabe trug einen leeren Korb und einen Rechen, denn die Mutter wollte Laub einsammeln fürs Vieh.

Eine Mutter muß doch wahrlich ein gutes Geschöpf sein, dachte Rübezahl, schleppt sich da mit vier Kindern und muß noch dazu mühsame Arbeit verrichten. Diese Betrachtungen versetzten den Geist in gute Laune, und er nahm sich vor, eine Unterredung mit der Frau anzufangen. Diese hatte indes ihre Kinder auf den Rasen gesetzt und streifte Laub von den Büschen; mittlerweile wurde den Kleinen die Zeit lang, und sie fingen an zu weinen und zu schreien. Da verließ die Mutter ihre Arbeit, spielte und scherzte mit ihnen, wiegte sie endlich in den Schlaf und ging dann rüstig wieder an ihre Arbeit. Aber die Mücken stachen die kleinen Schläfer; sie wurden aufs neue unruhig, und ebenso rasch als unverdrossen eilte die Mutter wieder hinzu, suchte Himbeeren im Gebüsch und brachte sie den weinenden Kleinen. Diese mütterliche Sorgfalt und Geduld rührte den Geist.

Der kleinste Knabe aber wollte sich durchaus nicht beruhigen lassen; er warf die Beeren an den Boden und

schrie, als ob er gespießt würde. Darüber ging der Mutter endlich die Langmut aus. „Rübezahl!“ rief sie drohend, „komm und friß den unartigen Schreihals!“

Augenblicklich kam der Gerufene in Gestalt eines Jägers herbei und sprach: „Hier bin ich, was willst Du von mir?“

Die Frau geriet in den größten Schrecken, faßte sich aber bald wieder ein Herz und antwortete: „Ich rief Dich nur, damit mein kleiner Schreihals ruhig sein sollte; Du siehst, es hat schon geholfen, also brauche ich Dich weiter nicht; hab' Dank für Deinen guten Willen.“

‚Ei!“ sagte Rübezahl, „so ungestraft ruft man mich nicht Nun halte ich Dich beim Worte; gib mir den Schreier, daß ich ihn geschwind auffesse; mir ist lange kein so zarter Bissen vorgekommen.“ Dabei streckte er die große Hand nach dem Knaben aus.

Da gab die Angst der Mutter Riesenkräfte, sie setzte sich mutig gegen Rübezahl zur Wehr, zerzauste ihm den Bart tüchtig und rief: „Du Ungetüm, ehe Du mein liebes Kind rauben kannst, mußt Du mir erst das Herz aus dem Leibe reißen.“

Einen so heftigen Angriff hatte Rübezahl nicht erwartet, aber ihm gefiel der Mut und die Mutterliebe dieses Weibes. Deshalb lächelte er freundlich und sagte: „Entrüste Dich nicht so sehr; ich bin kein Menschenfresser und will auch Deinem Kleinen kein Leid antun. Aber laß mir den Jungen; er gefällt mir, und ich will ihn wie einen feinen Junker halten, in Sammet und Seide kleiden, und es soll ein wackerer Bursche aus ihm werden, der Euch alle einmal ernähren kann. Ja, Du kannst hundert blanke Taler für den Buben fordern, und ich gebe sie Dir sogleich.“

„Ha,“ lachte das Weib, „also mein Junge gefällt Euch? Ei seht doch, das freut mich, denn der prächtige Schlingel ist mir auch lieber als alle Schätze der Welt.“

„Du haſt ja noch drei andere Kinder," ſagte Rübezahl, „ſie machen Dir Arbeit und Überdruß genug; Du mußt Dich ja ohnehin plagen und ſchwere Arbeit machen."

„Ei nun, machen ſie mir manchmal ein bißchen Laſt, ſo ſind's dafür doch meine lieben Kinder, und ſie machen mir noch viel mehr Freude."

„Eine ſchöne Freude, ſie den ganzen Tag herumzuſchleppen, ſie zu gängeln, zu waſchen und zu füttern und dabei ihre Unarten und ihr Geſchrei zu ertragen."

„Seht nur, Herr Berggeiſt, das verſteht Ihr nun eben nicht. So etwas iſt ja die größte Freude für eine Mutter, und kein Kind iſt ihr lieber, als das ihr die meiſte Mühe macht, wofür ſie Tag und Nacht die Hände regen muß."

„Nun, haſt Du denn nicht einen Mann, der für Euch alle ſorgt, arbeitet und die Hände regt?"

„O ja, und ich fühl's oft recht nachdrücklich, wie er die Hände regt," ſagte die Frau mit einem komiſchen Seufzer und machte eine verſtändliche Bewegung: ſo, wie man einen Stock ſchwingt.

„Was," rief der Geiſt ganz aufgebracht, „ein ſo braves Weib, wie Ihr ſeid, zu ſchlagen! Ei, ſo will ich ihm doch gleich das Genick dafür brechen!"

„Nun, da werdet Ihr etwas zu tun bekommen, wenn Ihr jedem querköpfigen Manne das Genick brechen wollt. Seht nur, Steffen iſt im Grunde ſo ſchlimm nicht, aber er muß es ſich auch ſauer werden laſſen, um die kleine Wirtſchaft in gutem Stande zu erhalten, denn ich habe ihm nicht einen Groſchen Heiratsgut mitgebracht. Wenn ich nun Geld haben will, um den Kindern Schuhe und dergleichen zu kaufen, da tobt er freilich manchmal ärger als ein Heide, denn, unter uns, er iſt ein bißchen geizig."

„Was treibt denn Steffen für ein Gewerbe?"

„Er ist ein Glashändler und muß jahraus, jahrein die schwere Hucke*) mit Glaswaren von Böhmen herunter ins Land tragen. Wie oft zerbricht nicht da etwas auf dem weiten Wege, und das müssen die Kinder und ich dann freilich entgelten. Aber fragt einmal nach, wo das besser sei und die Frau nicht manche schlimme Stunde hat, weil der Mann Arger hat."

Rübezahl gab sich nun zufrieden, obschon er ein Häkchen auf Steffen hatte; fing aber nochmals davon an, daß ihm die Mutter den Knaben geben solle. Sie gab ihm aber gar keine Antwort mehr darauf, sondern raffte das Laub in den Korb, band das kleinste Kind mit dem Bande darauf fest und drehte dem Berggeist den Rücken. Da sie aber den schweren Korb nun nicht gut auf die Schultern heben konnte, wandte sie sich noch einmal zu ihm um und bat: „Wollt Ihr wohl so gut sein und mir den Korb aufnehmen helfen? Und wenn Ihr ein übriges tun wollt, so schenkt dem Jungen, der Euch so gut gefällt, einen Groschen zu einer Semmel!"

Rübezahl half ihr den Korb auf den Rücken heben. „Gibst Du mir Deinen Jungen nicht," sagte er dabei, „so soll er auch keinen Pfennig von mir haben!"

„Nun, wie Ihr wollt; der Junge wird auch ohne Semmel groß werden," antwortete sie kurz und ging ihres Weges.

Je weiter sie aber ging, desto schwerer ward ihr der Korb, sodaß sie endlich kaum mehr fort konnte. Sie mußte einen Teil des Laubes ausraffen, um nur leichter zu tragen; aber sie war noch nicht weit gegangen, da kam ihr der Korb noch viel schwerer vor, und sie mußte abermals ausraffen. Das war ihr ganz unerklärlich, denn sie hatte oft eine weit größere Bürde getragen, ohne davon so müde zu werden. Als sie

*) Tragekorb, mit Bändern auf dem Rücken zu tragen.

endlich nach Hause kam, waren ihre Arme wie zerbrochen von der schweren Last, und doch hatte sie noch viel in der Wirtschaft zu tun. Sie warf den Ziegen das Laub vor, gab den Kindern das Abendbrot, wiegte sie in den Schlaf und legte sich endlich auch darnieder, um flugs und fröhlich einzuschlafen.

Die frühe Morgenröte weckte das fleißige Weib zu neuem Tagewerke. Sie holte nun ihr Melkgefäß und ging in den Ziegenstall. Aber welch ein schreckensvoller Anblick erwartete sie da! Ihr liebes, treues Haustier, die alte Ziege, lag ganz starr und tot im Stalle, und die zwei Jungen atmeten nur noch schwach. Ein so großes Unglück hatte die arme Frau all ihre Tage noch nicht getroffen, und sie weinte recht bitterlich darüber. „Ach!" jammerte sie, „es kommt ja kein Unglück allein, wie wird nun Steffen zanken und wild werden, wenn er heimkommt — nun ist es mit meinem ganzen Frieden aus, und ich habe kein Glück mehr auf der Welt." Aber in ihrem Herzen erhob sich sogleich eine strafende Stimme: „Waren denn die Ziegen Dein einziges Glück, und nicht Deine Kinder?" — Da schämte sie sich ihres Unmutes und dachte: „Mag's denn sein; hat mir doch der liebe Gott die Kinder noch immer gesund erhalten. Jetzt ist die Ernte vor der Tür, da kann ich ins Feld gehen und schneiden helfen, damit verdiene ich mir schon etwas, und wenn ich im Winter dann noch recht fleißig spinne, kann ich mir zum Frühjahr wohl wieder eine neue Ziege kaufen."

Indem sie dies alles bei sich dachte, ward sie ruhiger, trocknete sich die Augen und sah noch einmal die armen Ziegen an, die nun alle drei tot waren. Da flimmerte etwas im Stroh zu ihren Füßen; sie hob es auf, es war ein Blatt, das gelb wie Gold schimmerte. Da lief sie geschwind zu einer Händlerin, die in der Nähe wohnte, und diese erklärte den Fund für gediegenes Gold, gab ihr auch gleich drei

blanke Taler dafür. Wer war nun froher als das arme Weib! Sie lief flugs zum Bäcker, kaufte Semmel und Butterkringel für die Kinder und eine Hammelkeule für Steffen, die wollte sie ihm gut zurichten, wenn er abends müde und hungrig heimkam. Sie vergaß allen Harm über der Freude, ihre lieben Kinder einmal recht gut abzufüttern, und diese zappelten, sprangen und jauchzten auch nicht wenig, als sie die Backwaren bekamen. Indes schaffte die Mutter die toten Ziegen beiseite, damit Steffen das Unglück nicht sogleich merkte, wenn er nach Hause kam.

Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie zufällig in die Futterkrippe sah und einen ganzen Haufen solch goldener Blätter darin erblickte; ja selbst in dem Korbe, worin sie das Laub heimgetragen hatte, hingen noch einzelne von den kostbaren Blättern. Nun begriff sie auch leicht, woran ihre Ziegen gestorben waren. Sie haben das unverdauliche Laub gefressen, dachte sie, und holte rasch ein Messer herbei, schnitt ihnen den Magen auf und fand auch richtig ganze Klumpen Gold darin. Nun war die arme Frau mit einem Male so reich geworden, daß sie glaubte, sie könne soviel Gold all ihr Lebtag nicht verbrauchen. Sie lief in ihrer Freude sogleich zum Pfarrer, der ein sehr biederer Mann war, und dieser verwahrte ihren Schatz auf das gewissenhafteste. „Wenn ich Euch einen Rat geben soll, gute Frau," sagte er, „so laßt Euren Mann nichts von der Sache erfahren; er würde das Geld für sich behalten und Euch und den Kindern nichts davon geben. Ich will einen Brief in fremder Sprache schreiben, als ob er von Eurem Bruder käme, der weit in der Fremde ist, und der Euch eine kleine Summe Geld schicke. Daran könnt ihr Steffen teilnehmen lassen und so immer mehr und mehr von dem Schatze geben, aber nicht auf einmal, denn das wäre bei Steffens Denkart und seinem Geiz nur gefährlich."

Die Frau war mit diesem Vorschlage wohl zufrieden und gab dem Pfarrer eine hübsche Summe für die Armen des Dorfes; auch kaufte sie für die Kirche eine neue Altarbekleidung, denn sie war Gott dankbar für den unverhofften Segen und wollte ihm dies beweisen durch Mildtätigkeit.

Während alledem kam Steffen mit einer schweren Ladung Glassachen über das Gebirge. Er war sehr müde, und da er an seinem Wege eine schöne grüne Wiese fand, beschloß er, sich ein wenig niederzulegen. Es war auch ein umgehauener Baumstamm in der Nähe, darauf konnte er seine Hucke bequem niedersetzen, und nun ruhte er sich gemächlich aus in dem frischen Grase, worin weißer Teufelsbart und Marienflachs blühten.

Er berechnete dabei den Vorteil, den er diesmal aus seiner Ware zu ziehen gedachte. „Ich will mir dafür in Schmiedeberg einen Esel kaufen", sagte er in halblautem Selbstgespräch, „der kann statt meiner die schwere Hucke tragen; mein Weib ist jung und rüstig und kann schon allein für die Kinder sorgen, wenn ich ihr auch nichts gebe von meinem Verdienste. Sie hat ja auch die Ziegen, und die Kinder brauchen die Winter-

kleider noch nicht so notwendig. Kann ich nur erst auf dem Esel eine doppelte Ladung Glaswaren aus Böhmen herüberbringen, dann ist mir auch doppelter Verdienst gewiß, und ich bringe es auch nach und nach wohl bis zu einem Pferde. Ein Stück Acker findet sich auch schon dazu, es liegt viel unbebautes Land um meine Hütte, und mein Weib hat junge, rüstige Glieder; mit der Zeit kann mir ein kleines Bauerngut nicht fehlen, und dann soll auch Ilse für sich und die Kinder neue Kleider kaufen."

Als Steffen so in seinem künftigen Reichtum schwelgte, erhob sich plötzlich ein heftiger Wirbelwind und stürzte den Korb mit den Glaswaren vom Stamme herunter, daß der zerbrechliche Kram in tausend Stücken herumlag. Das war der härteste Schlag, der den geizigen Mann treffen konnte! Ganz betäubt starrte er auf die Scherben, mit denen zugleich auch alle seine schönen Hoffnungen zertrümmert waren. Da hörte er ein schallendes Gelächter ganz in seiner Nähe; er sah sich betroffen um, erblickte aber niemanden. Was ihn aber noch mehr staunen machte, war, daß der Baumstamm, auf den er zuvor seine Glashucke niedergestellt hatte, ganz und gar verschwunden war.

„Rübezahl!" rief er heftig, „Du Schadenfroh, das hast Du mir getan! Womit habe ich Dich denn erzürnt, daß Du mich um meinen sauren Verdienst bringst? Komm doch lieber gleich und erwürge mich, Du tückischer Kobold, Du boshafter Halunke, denn Du hast mich doch auf Lebenszeit zu einem geschlagenen Manne gemacht."

Es war Steffen bittrer Ernst mit diesen Worten, aber Rübezahl ließ sich weder sehen noch hören. —

Der arme Steffen mußte sich entschließen, die zerbrochenen Glasscherben zusammenzusuchen, um dafür in der Glashütte wenigstens einige kleine Gläser eintauschen und bald wieder

einen neuen Handel anfangen zu können. Er sann und sann, woher er Geld nehmen sollte, um nur wieder Waren einkaufen zu können, aber er sah keinen Ausweg. Endlich fielen ihm die Ziegen seiner Frau ein. „Wenn du die hättest und verkaufen könntest", dachte er, „die würden dir viel helfen; Ilse wird sie aber gewiß nicht hergeben, denn sie braucht Milch für die Kinder. — Wie wäre es aber, wenn ich um Mitternacht mich still nach Hause schliche, die Ziegen aus dem Stalle holte und nach Schmiedeberg auf den Markt triebe? Dann könnte ich neue Glaswaren kaufen, und damit Ilse nichts merke, wollte ich sie tüchtig ausschelten, daß sie so nachlässig gewesen sei, sich die Ziegen stehlen zu lassen. Ja, den Kniff will ich anwenden, um mir aus meiner traurigen Lage zu helfen."

Um nun dieses Vorhaben auszuführen, schlich sich Steffen so nahe als möglich an das Dorf und versteckte sich in einem Busche, bis es Nacht ward. Dann machte er sich ganz behutsam auf den Weg, kletterte über den Zaun und öffnete den Ziegenstall. Wider Gewohnheit war dieser unverriegelt, und so sehr ihm dies auch lieb war, fand er doch einen Grund darin, sein Weib wegen dieser Nachlässigkeit schelten zu können. Im Stalle aber rührte sich nichts; er tappte an der Krippe hin — es war alles leer. Im ersten Schreck glaubte Steffen, es sei ihm ein Dieb zuvorgekommen, und war darüber so traurig und niedergeschlagen, daß er sich auf die Spreu hinwarf und regungslos liegen blieb.

Ilse hatte vergeblich mit der guten Mahlzeit auf ihren Mann gewartet. Noch spät abends lief sie auf die Landstraße und schaute aus nach ihm, bis ihr die Augen weh taten. Traurig ging sie heim, denn sie dachte, es sei ihm ein Unglück begegnet, und es kam die ganze Nacht kein Schlaf in ihre Augen.

Am Morgen klopfte es leise an die Tür. Steffen war es, der die Nacht im Ziegenstalle auch eben nicht gut zugebracht hatte. „Liebes Weib," sagte er ungewöhnlich sanftmütig, „mach mir doch auf, ich bin müde." — Ilse hörte kaum ihres Mannes Stimme, als sie flink wie ein Reh herbeisprang und ihn vor lauter Freude umhalste, da er wieder gesund und frisch vor ihren Augen stand. Er setzte aber ganz kleinlaut und still seinen Korb auf die Ofenbank und warf sich mißmutig daneben.

Wie Ilse ihn so traurig sah, ging es ihr ans Herz. „Was hast Du denn, Steffen?" fragte sie gutmütig, „ist Dir etwas Schlimmes begegnet?" Mit Seufzen und ganz kleinmütig erzählte er ihr endlich sein Unglück.

Ilse hätte am liebsten laut gelacht über den Possen, den Rübezahl ihrem Manne in guter Absicht gespielt hatte. Als er aber nach den Ziegen fragte, bekam sie selbst Lust, ihn ein wenig zu necken. „Was kümmert Dich mein Vieh?" sagte sie, „Du hast doch nicht einmal nach den Kindern gefragt. Die Ziegen sind wohl aufgehoben. Über Rübezahls Bosheit brauchen wir uns nicht aufzuregen, wer weiß, auf welchem Wege er es wieder gutmacht."

„Da kannst Du lange warten," brummte Steffen. „Ei nun", versetzte das Weib, „unverhofft kommt oft. Hast Du auch keine Glaswaren und ich keine Ziegen mehr, so haben wir ja doch vier gesunde Arme, das ist der beste Reichtum!"

„Ach, daß Gott sich erbarme," jammerte der bedrängte Mann, „also die Ziegen sind doch fort! Nun, so kann ich die Kinder auch nicht mehr erhalten."

„Nun, so kann ich's," sprach Ilse. — Bei diesen Worten trat der freundliche Pfarrer herein, der die Unterredung an der Tür gehört hatte, und hielt dem Steffen eine tüchtige Strafpredigt über den Geiz, der eine Wurzel alles Übels ist.

Dann verkündete er ihm, daß sein Weib ein reiches Geschenk von ihrem Bruder bekommen habe, zog den Brief aus der Tasche und las ihm vor, wie Steffen das Geld nicht in die Hände bekommen, sondern er, der Pfarrer, es recht verwalten solle, damit Ilse und die Kinder auch wirklich ihr gut Teil davon bekämen.

Da stand Steffen wie versteinert und konnte gar nicht zu Worte kommen. Endlich faßte das gute Weib seine Hand und sprach ihm Mut zu. Da nahm er sich vor, besser zu werden und ein freundlicher Ehemann zu sein. Er versprach es auch seiner Frau vor dem Pfarrer. Und er hielt redlich Wort. Seine fleißige Hand mehrte das Geschenk des Berggeistes von Tag zu Tag Endlich kaufte der redliche Pfarrer ein schönes Bauerngut, worauf Steffen und sein Weib ihr Leben lang glücklich und zufrieden wirtschafteten.

Die treue, sorgsame Mutter erlebte an ihren Kindern viele Freude; der kleine Bube, Rübezahls Günstling, wurde ein wackerer Soldat und diente unter Wallenstein im dreißigjährigen Kriege.

Die drei Tischlergesellen.

Drei Tischlergesellen wanderten einmal über das Hochgebirge. Der eine hatte das Fieber gehabt und war noch krank und matt. Er war aus Erfurt, die beiden andern aus Schneeberg. Der arme Bursche war so müde, daß er kaum weitergehen konnte. Aber es mußte doch immer wieder vorwärts gehen, denn das Zehrgeld war den drei Gesellen gewaltig knapp, und sie konnten nicht zu oft ein Nachtquartier machen auf dem Wege nach Prag, wo sie Arbeit zu finden hofften.

Sie gingen eben am Hainfall hin, von dem ein wundervoller Pfad zur Kapelle der heiligen Anna hinführt. Da seufzte der Erfurter: „Nun kann ich nicht mehr weiter. Ich muß ausruhen. Geht Ihr Eure Straße, ich will Euch nicht länger eine Last sein."

„Warum nicht gar," sagten die beiden andern Gesellen, „uns tut ein wenig Ruhe auch wohl gut, und hier unter den Fichten ist kühler Schatten und weiches Moos."

Wie sie nun alle drei der Ruhe pflegten, fiel nahe bei ihnen ein Schuß, sodaß sie erschrocken aufsprangen. Über ihnen, an einem Felsenrande, stand ein Jäger, sah nach ihnen hin und verschwand. Bald darauf knackte und prasselte es im Gebüsch. Ein Reh brach durch die Zweige und stürzte wenige Schritte vor den drei Gesellen zusammen.

„Ei! das gibt auf viele Tage einen Braten," sprach der eine, „und für die Haut können wir manch gutes Nachtlager bezahlen."

„Unrecht Gut gedeiht nicht!“ sprach der Erfurter; „lasset das Reh liegen, es ist ja nicht unser.“

„Dummbart!“ lachten die Schneeberger, „soll es hier liegen und verwesen? Der Jäger hatte keinen Hund mit, der es aufspüren könnte, und so findet's wohl nur ein anderer, der nicht so einfältig ist wie wir. Nein, wir wollen uns daran gütlich tun, und wenn Du Dich durchaus nicht mit uns teilen willst, so laß es bleiben.“

Darauf brachen sie das Reh auf und warfen dem andern spöttisch die Eingeweide zu. Der schob sie gedankenlos mit seinem Stabe auseinander — da blinkte und schimmerte es wunderbar, und er fand eine goldene Kugel, ja endlich noch eine zweite und eine dritte darin.

Die Schneeberger erschraken nicht wenig darüber, denn jetzt kannten sie auf einmal den Jäger und dachten: „Nun wären wir alle Not los, wenn wir nicht das Eingeweide dem Erfurter zugeworfen hätten.“ Aber der teilte seinen goldenen Fund gewissenhaft mit den Reisegefährten, und diese trugen das Reh voller Freude einer armen Witwe ins Haus, die sechs hungrige Kinder hatte. Da war ein Festtag in der kleinen Strohhütte, und viele Tage lang aßen sie von dem geschenkten Fleische. Die drei Tischlergesellen aber kamen unterdes glücklich nach Prag und fanden dort auch bald Arbeit.

Mecker-Friede.

In Schmiedeberg lebte einmal ein Bursche, der hieß Mecker-Friede und war ein wüster Gesell; darum mochte ihn niemand in Dienst nehmen. Er ging also unter die Soldaten und trieb es da auch nicht besser. Es war gerade der dreißigjährige Krieg, und er konnte nun recht ungestraft seinen schlimmen Neigungen folgen.

Rübezahl hatte schon viele Leute über ihn klagen hören, denn wo es etwas zu plündern und zu mißhandeln gab, da war Mecker-Friede gewiß dabei. Ins Gebirge, wo Rübezahl mit ihm hätte ein Wort reden können, kam er nicht, wohl aber nach einer Schlacht mit schweren Wunden in das Spital (Krankenhaus) nach Schmiedeberg. Es war hier des abgedankten Soldaten größter Stolz, seine Tapferkeit zu rühmen, und er sagte oft: „Nun müssen sie mich doch noch im Grabe ehren und dreimal über meinen Sarg schießen."

Jetzt war er gestorben, und es tat keinem leid; aber mit militärischen Ehren mußte er doch begraben werden, und die Landsknechte (Soldaten) kamen mit ihren Lanzen und Flinten, um ihn zu Grabe zu tragen, voran der Trommler mit dem gedämpften Kalbfell. Im Hausflur des Spitals aber standen zwei Särge, denn es war auch zugleich eine alte Spittelfrau gestorben und sollte auch zur Ruhe gebracht werden. Wie die Soldaten alle bereit sind, zeigt der Spitalvater auf einen der Särge und sagt: „Der ist's!"

Den nehmen nun die Landsknechte auf ihre Schultern, der Trommler wirbelt tüchtig, und hinter dem Sarge gehen die Soldaten mit ihren Gewehren. Auf dem Kirchhofe hält

der Pfarrer eine Rede: wie der Selige nun von seinem irdischen Posten abgelöst und ohne Verdienst und Würdigkeit in den Himmel gekommen sei. Dann schießen die Krieger dreimal über das Grab, und der Trommler schlägt dazu auf das Kalbfell, daß eine Gänsehaut alle andächtigen Zuschauer überläuft. Darauf geht jeder nach Hause.

Der Pfarrer begibt sich nun zurück nach dem Spital, um die alte Anne Rosine zu holen. Da haben sich schon viele Gevatterinnen und Kaffeeschwestern versammelt und folgen dem Sarge mit großem Wehklagen. Nach der Einsegnung wird der Sarg nach damaliger Sitte noch einmal geöffnet, damit die guten Frauen ihre liebe Freundin zum letzten Male sehen können. Aber plötzlich wird ein Schrei des Entsetzens gehört, und die ganze Weiberschar läuft wie toll und rasend hinunter, denn im Sarge liegt niemand anders als der alte Mecker-Friede, der Kriegsknecht, starr und steif, im ledernen Soldatenrock, mit der Pickelhaube und mit dem Schwert an der Seite.

So hatten die Träger den unrechten Sarg erwischt und über der alten Anne Rosine feierlich geschossen und getrommelt. — Die Versammlung aber meinte, das sei nicht mit rechten Dingen zugegangen; Rübezahl habe dem Mecker-Friede noch im Tode etwas angetan, um ihn für seine bösen Streiche zu strafen.

Der grausame Ritter.

Sehr hart war ein Ritter gegen seine Bauern. Wenn er sie im Walde beim Holzlesen traf, gab er ihnen seine Reitpeitsche sogleich zu fühlen. Trieb nun gar ein Bauer das herrschaftliche Wild von seinen Feldern, wo es Verheerungen anrichtete, den verfolgte er mit besonderem Hasse. Wer einen Hirsch tötete, weil er die Saaten fraß, der ward wohl gar zwischen die Geweihe eines Hirsches gebunden und in den Wald hinausgeschickt, bis das Tier sich seiner Bürde auf irgend eine Weise entledigte.

„Komm Du mir nur einmal ins Gebirge, Dir will ich schon bezahlen," dachte Rübezahl. Nun geschah es auch wirklich einmal, daß der Edelmann eine große Jagd anstellte und sich dabei um keine Grenze kümmerte. Auf diese Weise kam er in Rübezahls Gebiet. Der hört kaum das Hallo der Treiber, das Blasen der Hörner, so denkt er: „Ha, nun ist's Zeit!" Tritt also auf den Ritter zu und fragt ihn, wer ihm erlaube, auf fremdem Grund und Boden zu jagen.

Der Ritter erstaunt nicht wenig über die Keckheit des unbekannten, unscheinbaren Mannes. Er fährt ihn rauh an, wie er es wagen könne, ihm, dem Ritter, in den Weg zu treten. Rübezahl erwidert: „Hier bin ich der Herr, und Du

sollst sehen und fühlen, daß Du mit mir nicht umspringen darfst wie mit Deinen armen Bauern."

Solche kecke Rede hatte der Edelmann noch nie gehört. Er stieß in sein Hifthorn und gab den herbeieilenden Jägern Befehl, den Mann zu ergreifen. Der blieb ruhig stehen und sah einen nach dem andern mit stechenden Augen an, und wenn er einen ansah, so stand dieser gleich starr und steif da. Nun wurde der Edelmann wütend, zog sein Weidmesser heraus und wollte es dem ersten besten in den Leib stoßen. Aber Rübezahl faßte ihn gelassen an der Brust, sodaß auch er sich nicht rühren und regen konnte. Hierauf hielt er ihm alle seine Schandtaten vor und sagte ihm, dies sei seine letzte Jagd gewesen. — Dann verschwand er, nachdem er den Edelherrn auf den Boden geworfen hatte, daß ihm alle Rippen krachten. Kaum war er fort, so bekamen Jäger und Treiber das Leben wieder. Sie machten eine Bahre von Ästen, legten den Herrn darauf und trugen ihn nach Hause.

Nun war im Schlosse große Trauer und im Dorfe große Freude. Der Doktor wußte nicht recht, was er dem Kranken verschreiben solle, und griff bald zu diesem, bald zu jenem Mittel. So mußte unser Edelmann ganze Schaufeln Pulver nehmen, Kochtöpfe voll Tee, und Pillen, so groß wie Straußeneier; aber es half doch alles nichts. Nun wurde ihm Ader gelassen, und er mußte so mäßig leben wie ein Sperling. Darüber verging der edle Herr vollends. Zuletzt war er so verändert und ruhig, daß er sagte: „Mit mir ist's vorbei. Gebt mir Schwert und Schild an die Seite, daß ich wie ein Ritter sterben kann." „Gebt ihm auch die Sporen dazu," sagte einer seiner Freunde, „denn diese gehören zu einem Ritter, der vor seinen Gott treten soll." Sie zogen ihm Stiefel und Sporen an, legten ihm den Degen an die Seite und seinen Wappenschild. Dann starb der Kranke beruhigt.

Auf einmal klopft es an die Tür, und ein Fremder tritt ein, der sich für einen Arzt ausgibt und einen Versuch machen will, ob der Ritter wirklich kein Leben mehr in sich habe. Das war aber wieder Freund Rübezahl, und wie er den Toten berührt, fällt er sogleich in ein Häufchen Asche zusammen; selbst von Schild und Degen und von den silbernen Sporen ist nichts mehr zu sehen.

So nahm der stolze, grausame Ritter ein schmähliches Ende, und auch sein Name ist längst vergessen.

Die harten Äpfel.

Zwei ehrliche Drechslergesellen aus Sachsen, die aus der Fremde in die Heimat zurückgingen, stiegen über das Gebirge nach Böhmen zu. Als sie schon recht müde und durstig waren, sahen sie einen Baum, der voller Äpfel hing, obgleich man sonst auf dem Gebirge selten einen Obstbaum trifft. Ein Bauer stand unter dem Baume und schüttelte Äpfel; den fragten die Wanderburschen, ob er ihnen welche verkaufen wolle.

„Ei, warum nicht," antwortete das Bäuerlein und gab jedem eine Handvoll für einen Groschen.

Sie waren noch nicht weit gegangen, da wollten sie die Äpfel essen. Aber die waren hart wie Stein, und wenn sie zwei aneinander schlugen, so klang es auch wie Kieselstein. „Der Bauer hat sich einen Spaß mit uns gemacht; die Äpfel sind ja so hart, daß die Zähne ausbrechen, wenn man hineinbeißen will. Ich glaube, mit meinem Stemmeisen wären sie

nicht klein zu bekommen," sagte der eine und warf die Äpfel auf die Erde.

„Wir wollen sie auf ein Häufchen tun und mit Moos und Blättern zudecken," sagte der andere, „damit niemand weiter dadurch angeführt werde, wie es uns geschehen ist. Die ausgebrochenen Zähne wachsen nicht wieder, und wer lange leben will, der braucht seine Zähne."

„Höre," fing der erste wieder an, „ich glaube, das Bäuerlein ist kein rechter Bauer, sondern der Herr vom Berge gewesen, von dem man so viel Schnurren erzählt. Nun, wir können zufrieden sein, daß er uns nicht schlimmer mitgespielt hat!"

„Ei, Du hast recht," antwortete der andere. „Aber wir sind doch selber schuld, daß er uns angeführt hat. Es war dumm genug von uns, dort oben auf der kahlen Höhe einen Apfelbaum zu vermuten; es gedeiht doch nicht einmal eine Kiefer dort."

Während sie die steinharten Äpfel sorgfältig mit Reisig und Blättern zudeckten, funkelte etwas unter ihren Fingern, und es lagen zwei große Goldstücke in den Blättern. Unsere guten Sachsen nahmen das Geld mit vielem Dank und konnten's auch gar wohl gebrauchen, denn sie hatten noch ein gutes Stück Weg nach Hause. Zum Andenken an dieses Erlebnis steckte sich ein jeder noch einen Apfel in die Tasche und nahm ihn mit in die Heimat. Zu Golde wurden die Äpfel nicht. Das brauchten die Gesellen auch nicht, denn sie verdienten durch ihr Handwerk stets ihren Unterhalt.

Das Steckenpferd.

Auf den Steinhaufen des einsamsten Gebirges stieg ein Wanderer einst mit vieler Beschwerde umher. Er mußte von einem Felsen zum andern springen, steile Höhen emporklettern und wilde Gebirgsbäche mühsam überschreiten.

„Es ist nur gut," sagte er zu sich selbst, „daß ich meinen treuen Stab mitgenommen habe, der mir schon durch manch langes Jahr gute Dienste geleistet hat." Bei diesen Worten setzte er ihn zwischen die Steine, um einen reißenden Bach zu überspringen. Aber knacks — brach der Stab entzwei, und der Wanderer fiel ziemlich unsanft in den Bach.

Ganz durchnäßt sprang er wieder empor. Da er sonst keinen Schaden genommen hatte, ärgerte ihn der Verlust seines Stabes am meisten. „Wie soll ich nun von diesen steilen Bergen wieder hinabkommen," klagte er, „mein Stock ist entzwei, und auf dieser Höhe gedeiht nirgends ein Baum, aus dessen Ästen ich mir einen neuen Stab schneiden könnte!"

Plötzlich sprach eine scharfe Stimme dicht hinter dem Wanderer: „Was fehlt Dir?"

Eine große Gestalt, in einen weiten Mantel gehüllt, stand jetzt neben dem Erstaunten, der sich in dieser wilden Einsamkeit ganz allein geglaubt hatte. Der Wanderer erholte sich schnell von seinem Schreck und erzählte dem Fremden von seinem unangenehmen Verluste.

„Und darüber wirst Du so kleinmütig!" sagte dieser spottend; „hier hast Du meinen Stab, wenn Du Dich nicht getraust, ohne einen solchen wieder hinabzukommen!" Damit entfernte sich der fremde Mann; und wie er so in dem niedrigen Gestrüpp des Knieholzes hinschritt, schien er immer größer und größer zu werden und endlich ganz in Nebel zu vergehen.

Der Wanderer achtete nicht viel darauf, sondern glaubte, die Entfernung oder der Nebel hätte diese Täuschung hervorgebracht. Er war sehr erfreut über den schönen Stab, den der Fremde ihm geschenkt hatte, und schritt damit rüstig weiter.

Als er ein Stück Weges gegangen war, fing der Stab an, ihm höchst beschwerlich zu werden. Wo er ihn hinsetzte, glitt er wieder aus und ward dabei immer schwerer und schwerer. Kurz, er war keine Hilfe für den Wanderer, der mühsam die steilen Berge hinabkletterte und den Stab dabei in der Hand tragen mußte — bald in der rechten, bald in der linken Hand. So schwer war der Stab. Zuletzt legte er ihn gar auf die Schultern und keuchte unter der immer wachsenden Last langsam weiter.

Aber auch so ward er zuletzt unerträglich drückend, und der Wanderer zog ihn langsam und mit großer Anstrengung hinter sich auf der Erde fort.

Endlich geriet der Stab durch Zufall zwischen die Beine des Wanderers, und er umfaßte ihn mit beiden Händen, um nicht zu fallen. Dadurch ritt er förmlich auf dem wunderlichen Stocke, und nun flog dieser mit ihm hoch empor in die Luft! In gewaltiger Eile ging es an den sieben Gründen, an der Sturmhaube, an dem Hohen Rad und an den Schneegruben vorbei, immer wilder, immer schneller!

Der Angstschweiß tropfte dem unfreiwilligen Reiter aus allen Poren, und er befahl seine Seele Gott, denn wie leicht konnte der grausige Ritt ihn hinunter in die Schneegruben reißen, wo er gewiß verloren war.

Endlich kam der Wanderer tief unter den Korallenfelsen in die Tannenwaldung, und hier hielt der Stab an. Schimpfend warf ihn der Mann weit von sich weg, und dann sank er müde und halb tot vor Angst auf das Moos in dem kühlen Schatten nieder. Kaum aber hatte er sich wieder erholt, da

ſah er ſeinen alten Stab, den er am Morgen zerbrochen hatte, ganz unverſehrt zu ſeinen Füßen liegen. Fröhlich nahm er ihn auf und wanderte weiter, bis er zu einer ſchönen Gebirgswieſe und dann zu einem freundlichen Dorfe kam.

Da fiel es mit einem Male wie Schuppen von den Augen des Wanderers, daß jener Fremde der Herr des Gebirges geweſen ſei; und wie er ſich ähnlicher Erzählungen erinnerte, zweifelte er keinen Augenblick, daß der geſchenkte Stab ſich gewiß in Gold verwandelt hätte und darum auch ſo ſchwer geworden ſei.

Eilig lief er zurück, ſo ermüdet er auch war. Haſtig durchſuchte er den ganzen Wald, durchſpähte er den kleinſten Buſch, aber — der Stab war nirgends zu finden.

Die gefärbten Badegäſte.

Fröhliche Badegäſte zu Warmbrunn beſchloſſen eines ſchönen Morgens, die Koppe zu beſteigen. Es wurden Speiſen und Weine eingepackt, weil man dazumal in den Bauden noch nicht auf Bewirtung eingerichtet war. Führer und Träger wurden mitgenommen. Der Morgen war ſchön, und die Reiſenden waren fröhlichen Mutes. Auch die Damen ſtimmten in den Geſang und in das ſcherzhafte Geſpräch der Männer ein. So zogen ſie in Giersdorf hinauf, bei der Mühle in den Wald und ſo weiter. In der Schlingelbaude ruhten ſie aus und ſprachen den mitgenommenen Speiſen tüchtig zu. Dann ging es weiter nach der Hampelbaude. Nun war der ſchwierigſte Marſch überſtanden und die Koppe nicht mehr weit. Bei der Teufels-

wiese gab es viel Gekreisch und Gelächter, denn die weißen Strümpfe der Damen bekamen dort im Sumpfe manchen Schmutzfleck, wenn sie neben die gelegten Steine traten. Aber dies alles erhöhte nur die allgemeine Fröhlichkeit.

Endlich stand die Gesellschaft hoch oben auf der Schneekoppe. Die Welt lag im Sonnenglanze zu ihren Füßen. Nun war ihre Freude an der schönen Reise ganz ungemein groß. Weil sie so sehr vom Wetter begünstigt gewesen waren, auch sonst keinen Unfall gehabt hatten, ergriff ein heiteres junges Mädchen das Weinglas und rief: „Danken wir dem guten Rübezahl und trinken wir auf sein Wohl!"

Kaum war das Wort über ihre Lippen, als aus dem Riesengrunde ein Sturm und Wetter losbrach, daß die Gesellschaft kaum imstande war, sich auf den Füßen zu erhalten. Unter beständiger Gefahr, in den Melzergrund hinabzustürzen, traten sie den Rückweg an. Aber aus den Wolken, in die sie ganz eingehüllt waren, schallte ihnen ein lautes Gelächter nach, und erst am Ende der Teufelswiese hellte sich der Himmel über den durchnäßten Reisenden wieder auf.

Das junge Mädchen, das mit dem Trinkspruche augenscheinlich den Herrn vom Berge so erzürnt hatte, konnte sich garnicht über die Störung des Vergnügens beruhigen. Sie hatte dem Berggeiste ja so recht von Herzen danken wollen für das herrliche Wetter und für den schönen Ausblick in die weite Welt.

„Sie können von Glück sagen," meinte ein alter Führer, „daß der Herr vom Berge nicht einem aus der Gesellschaft das Genick gebrochen hat. Niemand darf auf dem Gebirge den Namen Rübezahl aussprechen. Am gefährlichsten aber ist es auf der Schneekoppe und in Rübezahls Lustgarten."

In der Hampelbaude übernachtete die Gesellschaft, froh, dem schrecklichen Wetter entkommen zu sein. Am andern Tage, als die Männer in Warmbrunn badeten, erzählten sie

den übrigen, wie Rübezahl sie auf der Koppe erschreckt habe.

„Ihr könnt wohl zufrieden sein," sagte ein Fremder, der zum ersten Male unter ihnen erschienen war, „wenn Euch der Berggeist nicht etwa noch einen schlimmeren Streich spielt."

„Ach, jetzt kann uns doch nichts mehr geschehen," gab einer zur Antwort, indem er aus dem Bade stieg. Aber, o Himmel! wie erschrak die ganze Gesellschaft, als dieser Mann bis unter die Stirn schwarz gefärbt erschien! Noch größer ward ihr Entsetzen, als sie einer nach dem andern aus dem Wasser stiegen und alle dieselbe gräßliche Farbe hatten, die sich auf keine Art entfernen ließ.

Einen ganzen Tag mußten sie zum Spott der andern als Neger herumgehen. Am folgenden Morgen aber verschwand die böse Färbung, und die Gefoppten sprachen fröhlich zu einander: „Er ist doch ein schlimmer Spaßvogel." Wer? das mochte keiner sagen — so gescheit waren sie nun!

Grünmantel.

In dem wildesten und grauenvollstem Teile des Riesengebirges lebte der arme Köhler Erdmann mit seinem achtjährigen Sohne Konrad. Konrad war ein hübscher, gutartiger Knabe. Seine liebste Beschäftigung war, in den Feierstunden durch das Gebirge zu streifen, wo es am meisten verrufen war, weil man glaubte, daß Rübezahl dort sein Wesen treibe. Aber gerade an diesem Platze spielte er mit seinen Kameraden am liebsten, und es vergnügte sie am meisten, mit kleinen Steinen und Blechmarken Anschlag zu werfen.

Manchmal fanden die Knaben beim Spielen kleine Silbermünzen im Sande. Sie kannten den Wert dieser Münzen nicht und dachten daher nie daran, danach zu suchen.

Bei ihren Spielen erschien auch ein fremder Mann, den sie seiner Kleidung wegen den Grünmantel nannten.

Grünmantel schien ein Freund der Kinder zu sein; er beteiligte sich an ihren Spielen und lehrte sie auch ganz neue. Immer fand er die meisten Silberpfennige und verteilte sie unter die Knaben, sodaß diese ihn bald recht lieb gewannen und gern gewußt hätten, woher er komme und wohin er gehe. Er verschwand jedesmal spurlos und stand auch immer ebenso unvorhergesehen mitten unter ihnen. Auf ihre Fragen aber gab Grünmantel den kleinen Burschen niemals eine Antwort.

Für Konrad hatte Grünmantel eine besondere Vorliebe. Oft nahm er ihn an der Hand und führte ihn zwischen Klippen und Felsen zu hübschen Plätzchen hin, zeigte ihm auch goldene Münzen im Sande, mit denen Konrad auch gern spielte, die er aber achtlos wieder verlor.

Endlich fing der Grünmantel an mit dem Knaben zu sprechen, was er nie zuvor getan hatte. Er wußte allerlei hübsche Geschichten zu erzählen und beschenkte seinen kleinen Freund oft mit Goldstücken, wogegen er sich das Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit über alles dies geben ließ.

Konrad versprach dem Grünmantel mit Hand und Mund, er wolle es nie einem Menschen sagen, daß er mit ihm zusammentreffe und so schönes Spielzeug von ihm bekomme. Und er hielt auch treulich Wort, denn er fürchtete seinen lieben Spielgefährten sonst zu verlieren. So vergingen Sommer und Herbst in Lust und Freude; allein nun kam der Winter, und der tiefe Schnee machte es dem Knaben unmöglich, seinen Freund auf dem Berge zu besuchen.

In dieser Zeit erkrankte auch Konrads Vater, und der Schäfer des Dorfes gab wenig Hoffnung, daß es mit ihm noch einmal besser werden würde. Einen Arzt zu nehmen war Erdmann zu arm, und so wankte er denn seinem frühen Grabe zu. Natürlich war an Verdienst nicht mehr zu denken, und die Not wurde täglich größer. Wie leicht hätte Konrad aller Not ein Ende machen können, wenn er den Wert seiner goldenen Spielpfennige gekannt hätte und vor seinem Vater keine Heimlichkeiten gehabt hätte!

So mußte schließlich auch die Ziege verkauft werden, die Konrad so lieb hatte. Wie traurig war der arme Knabe, als er sie am Strick nach dem nächsten Dorfe führen mußte. Da begegnete ihm ein alter Mann, der ein Gespräch mit ihm anfing, und als er hörte, daß Konrad die Ziege verkaufen wollte, gab er ihm ein Goldstück dafür und wollte mit der Ziege seines Weges ziehen. Aber als der Knabe das Goldstück in der Hand hielt, schüttelte er den Kopf und sagte: „Guter Mann, solche blanke Dinger habe ich viele zu Hause. Dafür kann man aber nichts kaufen, die sind nur zum

Spielen. Nehmt es also nur wieder zurück und gebt mir Silbergeld dafür."

„Kleiner Dummkopf!" lachte der Mann, „mach einmal die Probe, was mehr gilt. Hier hast Du einen Silbergroschen und hier das Goldstück. Lauf ins Dorf und sieh, wofür Du das meiste Brot bekommen wirst. Ich will hier auf Dich warten."

Konrad gehorchte, ließ seine Ziege dem Fremden und ging ins Dorf zu einem Manne, der ehrlich genug war, ihn mit dem vollen Werte des Goldstücks bekannt zu machen.

Als Konrad zurückkehrte, war der Alte mit der Ziege fort; er eilte deshalb heim zum Vater. An der Schwelle des Hauses sprang ihm seine liebe Ziege lustig entgegen. „Ein Fremder," sagte der Vater, „hat sie hergebracht; er hat sie im Walde gefunden." Darüber erstaunte Konrad nicht wenig und erzählte nun auch sein Abenteuer mit dem fremden Manne.

Jetzt konnte Konrad seinen Vater besser pflegen; trotzdem verschlimmerte sich dessen Zustand. Es kamen nun einige seiner Bekannten aus dem Dorfe, um ihm in den letzten Augenblicken beizustehen; darunter war auch der Mann, welcher dem kleinen Konrad das Goldstück eingewechselt hatte. Der sagte zu dem weinenden Knaben: „Geh hinaus in die frische Luft, Dein Vater wird schon wieder gesund werden, und wenn nicht, will ich Dein Vater sein!"

Traurig ging Konrad hinaus auf den Berg, wo er sonst so oft seinen lieben Grünmantel getroffen hatte. Es lag noch Schnee an einzelnen Stellen des Berges, während unten im Tale schon voller Frühling war. Für alle Schönheit der Natur aber hatte der betrübte Knabe jetzt kein Auge. Er legte sich in das weiche Moos und weinte still. Tief unter ihm brauste der Sturzbach, und das Gesträuch hatte von den aufschwellenden Knospen eine grüne Färbung angenommen.

„Worüber weinst Du denn so sehr?“ sprach eine bekannte Stimme hinter ihm, und Konrad schlug freudig überrascht seine verweinten Augen zu der Gestalt seines Freundes Grünmantel empor. „Steh auf!“ sagte dieser, „und erzähle mir Dein Leid, vielleicht kann ich helfen!“

„Ach!“ antwortete der Knabe schluchzend, „hier ist alles so schön, und drunten in unserer Hütte ist es gar so traurig. Mein lieber Vater stirbt, und ich bin dann verlassen und allein in der Welt.“

„Sieh einmal diesen wilden Rosenbusch an,“ sagte Grünmantel. „Der Frühling hat ihn wieder frisch und grün gemacht. Und nun denke daran, wie dürr und kahl er im Herbste stand! — Sammle das frische Laub von diesem Strauche und bestreue Deines Vaters Lager damit, vielleicht lassen sich die gesunkenen Kräfte noch einmal dadurch stärken. Aber eile, denn die Zeit ist kurz!“

Konrad nahm sich kaum Zeit, dem Grünmantel zu danken. Er füllte seine Mütze ganz mit Rosenlaub und trug davon so viel in den Händen, als er fortbringen konnte. Eilig lief er damit den Berg hinab, der Hütte zu, und überstreute das Bett des Kranken mit dem duftenden Laube. Davon schlug der Vater die Augen auf und drückte dem Knaben schwach die Hand, aus Freude über den stärkenden Geruch. Und sichtbar ging eine Veränderung mit ihm vor, die alle in Staunen setzte. Schon am dritten Tage konnte er, auf Konrad und den Nachbar gestützt, das Bett verlassen und sich vor die Hütte in den milden Sonnenschein setzen. „Wie ist doch ein so großes Wunder an mir geschehen? Ich meinte ja schon zu sterben!“ sagte er freudig.

„Darum müßt Ihr den Konrad befragen,“ antwortete der Nachbar.

„Nun,“ sagte jener unbefangen, „vielleicht hat Euch das junge Laub geholfen, das ich auf Euer Lager gestreut habe.“

„Wie bist Du denn zu dieser Wunderarzenei gekommen, mein Sohn?“

Konrad schwieg verlegen — er dachte an das Versprechen, gegen niemand sein Geheimnis mit dem Grünmantel verraten zu wollen. Und lügen hatte er gottlob! nicht gelernt.

„Er wird das Rosenlaub wohl auch daher haben, von wo er seine Ziege wiederbekommen hat,“ sagte der Nachbar spottend.

„Gewiß, ich habe den fremden Mann, dem ich die Ziege verkaufte, nicht gekannt,“ rief Konrad lebhaft, „ich habe ihn weder zuvor noch später gesehen!“

„Um so besser,“ fuhr der Nachbar mit höhnischer Miene fort, „wirst Du den kennen, der Dir die vielen Goldstücke gab, die Du so heimlich in Deiner Kammer versteckt hast!“

„Wie, mein Kind, Du hättest Gold gehabt und Deinen Vater doch so lange Not leiden lassen?“ fragte Erdmann vorwurfsvoll.

„Vater, man kann ja damit nur spielen,“ flüsterte Konrad schüchtern. „Aber ich will Dir alles erzählen!“

Und nun teilte ihm der Knabe in voller Wahrheit alles mit, obgleich er es nicht ohne Scheu tat, weil sein Freund Grünmantel es ihm ja verboten hatte.

„Das ist niemand anders gewesen als der Herr des Riesengebirges, der gefürchtete Rübezahl,“ sagte Erdmann freudig. „Er hat unserer Not nun auf immer ein Ende gemacht.“

Ja, die Not hatte nun ein Ende. Vater und Sohn lebten glücklich und zufrieden. Konrad wurde ein fleißiger, braver Mensch und dachte zeitlebens mit dankbarem Herzen an seinen lieben Spielkameraden Grünmantel zurück.

Der Spieler.

Von Agnetendorf stieg ein junger Bursche hinauf nach dem Korallenfelsen und sang dabei so laut und lustig, daß es in den Bergen weithin hallte. Rübezahl, der auch eben über das Hohe Rad kam, hörte den Gesang und dachte: Da scheint ein fröhlicher Mensch zu kommen; wir wollen einmal sehen, ob es auch ein guter ist!

Und er nahm alsbald die Gestalt eines alten Drehorgelspielers an, der den ganzen Sommer hindurch oben am Wege saß und die Reisenden mit Musik bewillkommnete, wofür er eine kleine Gabe empfing. Der Alte war aber heute nicht an seinem Platze. Unten im Dorfe war eine Hochzeit, dabei sollte er aufspielen. Nun saß Rübezahl statt seiner da und spielte auf der Leier das Lied „Freut euch des Lebens!"

Als der Bursche dem Leiermann nahe kam, zog er seinen Beutel aus der Tasche und warf ihm einen Groschen zu, wobei er singend und pfeifend seines Weges ging und sich garnicht um den Dank des Alten zu kümmern schien.

„Glückliche Reise!" rief ihm Rübezahl freundlich nach und ging nun auch seines Weges. Der junge Bursche aber wanderte rüstig weiter, bis zu den Elbwiesen. Dort sah er mehrere junge Leute beim Kegelschieben, und bei denen blieb er stehen. Er konnte nämlich bei keinem Spieltisch, bei keiner Kegelbahn vorbei, ohne sein Glück zu versuchen. Auch jetzt kribbelt und juckt es ihn in den Fingern, und er ist wie gebannt an die Stelle. Sein fröhlicher Gesang ist verstummt, und begehrlich folgen seine Blicke der Kegelkugel, die auf dem frischen Grün der Wiese wie auf einer Bahn von Sammet dahinrollt. Endlich fordern ihn die jungen Leute auf, mit-

zuſpielen. Sie ſagen, er ſolle doch auch einmal ſein Glück verſuchen; auf der Reiſe brauche man immer Geld; wenn er gut ſchiebe, könne er vielleicht etwas gewinnen.

Das läßt ſich unſer Burſche nicht zweimal ſagen, ſondern tritt raſch hinzu und ſchiebt mit, gewinnt auch einen Groſchen um den andern und hat bald ein hübſches Sümmchen zuſammen. Aber obgleich ſich die Dunkelheit ſchon auf das Gebirge ſenkt, bekommt er das Spiel doch immer noch nicht ſatt. Die andern haben ſchon längſt aufhören wollen, und vom Dorfe her ſchallt ſchon die Abendglocke herauf. Unſer Burſche verſucht aber immer wieder das Spiel im Gang zu erhalten, weil er gar ſo gerne ſpielt.

Von dieſer Zeit an verlor der Burſche aber nach und nach den ganzen Gewinn und endlich auch ſein Reiſegeld, ſodaß er keinen Pfennig mehr in der Taſche behielt.

Als er nun ganz niedergeſchlagen ſeinen Weg über die Elbwieſen fortſetzte, rief ihm einer der Spielkameraden zu, er ſolle ſich doch zum Andenken wenigſtens einen Kegel mitnehmen. „Ei," denkt unſer Burſche, „der Vorſchlag iſt ja wunderlich. Aber wie mögen nur überhaupt die Kegelſchieber hier herauf gekommen ſein, ob das nicht etwa ein Spaß vom Rübezahl iſt? Da wird vielleicht der Kegel in meiner Taſche zu Gold!"

Er kehrte um, ſuchte den nun verlaſſenen Spielplatz nochmals auf, und da die Kegel vom Spiel noch dort lagen, ſteckte er heimlich einen Kegel nach dem andern ein. Nur die Kugel ließ er liegen, denn er trug ohnedies ſchon ſchwer genug.

Als er nun ſchon hinab bis zum Zackenfall gekommen war, wollte er einen Kegel herausziehen, um zu ſehen, ob er ſich in Gold verwandelt habe. Aber o weh — das war kein feiner Spaß vom Rübezahl — der betrogene Burſche griff in lauter Schmutz, und ein ſchallendes Gelächter belehrte ihn,

daß der Berggeist seine Spiellust auf solche Weise bestraft habe. — Sein Geld hatte er verloren. Später, als ihm lieb war, kam er ins Tal. Seine Kleider waren beschmutzt, und ausgelacht fühlte er sich obendrein.

Freilich half die gute Lehre nicht allzulange. Im Hochgebirge findet sich aber noch jetzt Rübezahls Kegelkugel und beweist die Wahrheit dieser Geschichte.

Rübezahl und der Schneider.

Eines schönen Tages kam Rübezahl mit einem Paket unter dem Arme nach Landeshut. In dem Paket war Tuch zu einem Rocke. Es stand gerade ein kleines Mädchen am Brunnen, das wollte Wasser holen, und Rübezahl, der wie ein feiner Herr aussah, fragte das Mädchen: „Wo wohnt denn hier ein Schneider?“

Das Mädchen gab freundlich zur Antwort: „Dort drüben in dem schönen Hause!“

Dorthin lenkte Rübezahl seine Schritte, und als er in des Schneiders Werkstatt kam, bat er den Meister recht höflich, er möchte ihm einen Rock machen. Er machte dabei das Paket auf und breitete das Tuch vor dem Meister aus.

Aber der pfiffige Schneider dachte: Der ist nicht von hier aus Landeshut, solch vornehme Leute kommen mir nicht alle Tage unter die Schere. Er legte also das Tuch doppelt und machte dann ein bedenkliches Gesicht, als werde er damit wohl schwerlich auskommen zu einem Rocke. Rübezahl

schwatzte indes mit den Gesellen und tat, als sehe er nicht, was der Schneider macht.

Darauf versprach der Meister, der Rock solle in acht Tagen fertig sein, und Rübezahl ging weiter. Als die Zeit um war, schickte er einen Diener, ließ die Sachen abholen und sagen, er werde nächstens selbst kommen und mehr Arbeit bestellen, alsdann auch den Macherlohn bezahlen.

„Ei, recht gern," sagte der höfliche Schneider und dachte: An diesem Kunden läßt sich ein guter Schnitt machen. Als aber acht Tage verstreichen und der Fremde sich nicht sehen läßt, wird's dem Meister doch bedenklich und er sagt zu seiner Frau: „Sechs Ellen Tuch sind mir übriggeblieben bei der Arbeit für den fremden Herrn, die will ich jetzt verkaufen, auf diese Weise schlage ich doch noch den Arbeitslohn heraus!" Und zu sich selber spricht er: „Einmal einem vornehmen Herrn getraut und nie wieder!" Er holt das Tuch herbei. Aber da findet er in dem Pakete bloß eine ganz wertlose Decke, aus Schilf geflochten. — Das kam dem Schneider doch gar wunderbar und bedenklich vor.

Nun geschah es einige Zeit darauf, daß er mit seinen Gesellen die Koppe bestieg, und da begegnete ihnen Rübezahl, ganz lustig auf einem Ziegenbock reitend. „Du willst wohl den Arbeitslohn für den Rock holen, den Du mir gemacht hast?" ruft er dem erschrockenen Meister zu.

Da geht diesem ein Licht auf. Aber ein rechter Schneider ist pfiffig und weiß sich immer zu helfen. „Gnädiger Herr," spricht er, „deshalb stieg ich nicht auf das Gebirge, denn Euch borge ich, solange es Euch beliebt. Ich mache nur eine Reise nach Böhmen und hoffe, Ihr werdet nichts dagegen haben. Ich will Euch auch mein Lebtag gern redlich dienen."

„Nun, da Du so nachsichtig bist, will ich mich auch dankbar bezeigen," spricht Rübezahl, „ich will Dir mein Reitpferd

ſchenken, aber Du mußt nun immer darauf reiten und darfſt nicht mehr zu Fuß gehen!"

So unglaublich das klingen mag: der Schneider hatte keinen Mut und wollte ſich durchaus nicht auf den Ziegenbock ſetzen, der kerzengrade auf den Hinterfüßen ſtand. Aber Rübezahl hob die Hand und packte den zaghaften Meiſter, um ihn in den Sattel zu ſetzen.

Der Schneider aber war ſo leicht, daß Rübezahls Arm mit ihm eines Kirchturms Länge in die Luft hinauffuhr, denn der Berggeiſt hatte gedacht, er werde doch mindeſtens hundert Pfund zu heben haben, und der Schneider wog nicht viel über fünfzig. Dabei flog Rübezahls Handſchuh von ſeinen Fingern, und noch heutzutage liegt er in der Nähe von Rübezahls Kanzel, wovon ſich jeder überzeugen kann.

Der Schneider aber ſaß kaum auf dem Reitpferde, da trabte es ganz wild davon. Die Geſellen hielten ſich pfiffig an den Schwanz und kamen nun auch ſo geſchwind wie der Meiſter von der Stelle.

Aber wo ſie hinkamen, traf ſie das Geſpött der Leute. Und doch wagte der ehrſame Meiſter keinen Schritt zu Fuß zu gehen, ſondern aus Furcht vor dem Berggeiſte bediente er ſich immer des verhaßten Bockes.

Weil er von nun ab in jedem neuen Kunden immer wieder den Rübezahl vermutete, ſo hütete er ſich wohl, das betrügeriſche Kunſtſtück zu wiederholen, und er ward von da ab der ehrlichſte Schneider von der Welt.

Der alte Schäfer.

Nach allem Vorhergegangenen möchtet Ihr nun wohl glauben, Rübezahl habe es sich zum Grundsatz gemacht, das Böse zu bestrafen und nur den guten Menschen Hilfe und Glück angedeihen zu lassen. Im Grunde aber handelte er meist nur nach guter oder schlimmer Laune. Zuweilen erschreckte er ganz ohne Ursache eine Gesellschaft Marktweiber durch allerlei abenteuerliche Tiergestalten, lähmte den Reisenden plötzlich die Rosse, zerbrach ein Rad oder warf Felsstücke in den Weg, die nur mit großer Mühe weggeschafft werden konnten.

Wer sich durch solche Neckereien zum Zorn und Unmut gegen Rübezahl reizen ließ, der wurde mit einem Steinhagel so lange verfolgt, bis er das Gebiet des Berggeistes verlassen hatte. Oder ein Schwarm wilder Bienen umgab ihn gleich einer dunklen Wolke, und der Wanderer ward von ihnen so geängstigt, daß er halbtot aus den Bergen zurückkehrte.

Nur mit einzelnen Menschen ließ sich der Berggeist zuweilen in ein Gespräch ein, wobei sich aber jene sehr zu hüten hatten, eine allzugroße Vertraulichkeit zu zeigen oder sich auf seine freundliche Gesinnung zu verlassen. Man erzählt sich eine Begebenheit mit einem alten Schäfer, die von Rübezahls Eigensinn und Grausamkeit den besten Beweis liefert.

Mit diesem Manne unterhielt sich der Berggeist oft, ja er knüpfte eine förmliche Bekanntschaft mit ihm an, und gern ließ er sich den einfachen Lebenslauf des Hirten erzählen. Zum Dank dafür erlaubte er ihm, die Herde bis an die Hecken seines Gartens zu treiben, was kein anderer wagen durfte, verbot ihm jedoch ernsthaft, noch weiter vorzudringen.

Lange Zeit hielt der Schäfer gewissenhaft dieses Verbot. Als er sich aber ganz sicher in der Gunst des launenhaften Geistes glaubte, trieb er seine Schafe einmal so nahe an Rübezahls Garten, daß einige der Tiere hineindrangen und nun lustig die duftenden Kräuter auf dem verbotenen Felde abweideten.

Darüber war Rübezahl sehr erzürnt. Er erschreckte die Herde durch ein furchtbares Getöse dergestalt, daß sie auseinanderstob und den Berg hinabstürzte, wobei der größte Teil der Schafe verunglückte oder sich verlief. Nun war der Schäfer ein armer Mann. Er wollte nichts mehr von der Freundschaft Rübezahls wissen und ärgerte sich zu Tode.

Wanderstab — Wunderstab.

Ein Naturforscher besuchte das Hirschberger Tal und die dunkelblaue Kette der Riesenberge, die sich dahinter erhebt. Sein Auge war offen für die tausend und aber tausend Schönheiten, die sich in der stillen Welt der Pflanzen und Gesteine offenbaren. Er hatte die grüne Blechbüchse, die mit Pflanzen angefüllt und ziemlich schwer war, über die Schulter hängen und sah schon sehr müde aus. „Wäre ich doch so mit einem Schritt drüben in Schmiedeberg," sagte er halblaut, „dort könnte ich meine Pflanzen einlegen und trocknen; ich habe neue, seltene Stücke darunter." — Aber bis Schmiedeberg hatte der Pflanzensammler noch zwei volle Stunden bergab zu steigen, und doch ging die Sonne schon tief. Der Reisende verstärkte seine

Schritte. Plötzlich trat aus den Bäumen die gebückte Gestalt eines alten Mannes hervor, der mühsam ein schweres Bund Holz trug.

„Ei, Alter," sprach der kräftige, junge Mann, „das ist harte Arbeit für Euch. Habt Ihr niemand zu Hause, der sie für Euch tun könnte?"

Der Angeredete wandte sich zu ihm um. In seinem Gesichte blitzten ein Paar helle Augen, und eine scharf gebogene Nase trat stark hervor. „Wer sollte mir helfen? Ich habe weder Weib noch Kind, auch sonst keine Anverwandten und Freunde."

„Nun, so gebt 'mal her," sagte der junge Mann gutmütig, „für meine Schultern ist das nur ein Spaß." — Dabei nahm er dem alten Manne die Last ab und trug sie neben der Pflanzenkapsel auf dem Rücken. „Wo habt Ihr denn Eure Wohnung, alter Vater?"

„Nun, ein gutes Stück in die Berge hinein, noch hinter den Grenzbauden."

„Also wieder rückwärts, — o weh, meine Pflanzen," sagte der junge Mann ganz leise, schritt aber doch rüstig vorwärts. Eine halbe Stunde versäumte er durch seine Gutmütigkeit. Rasch warf er das Gebund Holz an der kleinen Hütte nieder und sagte dem Alten Lebewohl. Aber dieser hielt ihn zurück.

„Wie weit wollt Ihr denn heute noch gehen?" fragte er.

„Bis Schmiedeberg. Dort habe ich Freunde, dort will ich meine Pflanzen einlegen."

„Ei, damit hat's wohl bis morgen Zeit. Bleibt doch in den Grenzbauden, lieber Herr, und seht die Sonne aufgehen. Es gibt morgen einen schönen Tag."

„Ja, seht nur — wie das manchmal geht. Ich bin schon lange fort von daheim, und mein Geld ist rein aufgezehrt.

Ich könnte eine Nachtherberge nicht mehr bezahlen. Drunten ſchaffen die Freunde wohl wieder Rat, obgleich ſie brummen, daß meine Reiſeluſt ſo viel Geld koſtet. Nun, ich kann's eben nicht anders! — Hätte ich Geld, dann ginget Ihr nicht ſo unbeſchenkt von mir, mein guter Alter!"

„Nun, Glück auf den Weg, und da Ihr noch einen ſo weiten Weg habt, da — nehmt einen Stock aus dem Holzbündel, das Ihr mir ſo weit getragen habt. Es iſt doch eine Stütze beim Abwärtsſteigen."

Der Reiſende nahm lächelnd das Geſchenk des alten Mannes, da er zu gutmütig war, um ihn durch ein Ablehnen zu betrüben. Er ſchwenkte grüßend den Hut und hob den Stab, um rüſtig weiter zu ſchreiten. Aber — da ſtand er ja ſchon mitten in der Stadt Schmiedeberg neben dem alten Rathauſe, vor der Tür ſeines Freundes! — Er glaubte zu träumen, faßte an ſeine Stirn — — er war wach, die Pflanzenbüchſe hing ſchwer auf ſeiner Schulter, in der Hand hielt er den Stab, den ihm der Alte geſchenkt hatte.

Da hat mir wohl meine Zerſtreutheit einen Streich geſpielt, und ich habe den weiten Weg zurückgelegt, ohne es zu bemerken, dachte er kopfſchüttelnd und ließ es ſich nun wohl ſein bei dem Freunde. Die Pflanzen wurden eingelegt und geordnet, die Mooſe mit dem Vergrößerungsglaſe unterſucht und beſchrieben, die halbe Nacht hindurch. An ſein Abenteuer dachte er nicht mehr, der rohe Stock lag verachtet im Winkel.

So ging es einige Tage. Da erwachte die Reiſeluſt in dem jungen Gelehrten wieder mit aller Macht. Könnte ich nur recht weit, weit hinaus in die Welt, dachte er; aber ich ſoll hier bleiben und ein Amt annehmen. Hätte ich nur eine Handvoll des armſeligen Goldes, wie wollte ich reiſen, wie wollte ich wandern!

Aus voller Bruſt ſang er:

Wem Gott will rechte Gunſt erweiſen,
Den ſchickt er in die weite Welt,
Dem will er ſeine Wunder weiſen
In Berg und Wald und Strom und Feld!

Traurig nahm er den Stock aus der Ecke, drehte ihn langſam in den Händen und dachte, wie ſchön es wäre, jetzt über die Alpen nach Italien zu wandern.

Er hatte es kaum ausgedacht — da ſtand er auf den letzten Abhängen der Alpenberge. Über ihm prangte der leuchtende Himmel des Südens, vor ihm breitete ſich wie ein üppiger Garten das ſchöne Land Italien aus. Mit entzückten Augen ſchaute er in die wundervolle Landſchaft, und freudig jauchzte er auf. Ein Blick auf ſeinen Wanderſtab ſagte ihm, daß Rübezahl ihm ſeinen heißeſten Wunſch erfüllt habe. Nun konnte er nach Herzensluſt die Welt durchreiſen, alle Länder und Völker beſuchen!

Wieder ſchallte von ſeinen Lippen das Wanderlied:

Den lieben Gott laß ich nur walten.
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel will erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs beſt' beſtellt! —

Als müder Greis erſt kehrte er zurück in ſein Vaterland. Er pilgerte hinauf in das Rieſengebirge, um dort den wunderbaren Reiſeſtab niederzulegen.

Wer ihn doch finden könnte!

Das Zauberbuch.

Am Fuße des Riesengebirges lag ein Dorf, dort lebte einst ein Mann, der durchaus reich und angesehen und mächtig werden wollte. Er dachte: „Ich müßte mir ein Zauberbüchlein verschaffen, daraus könnte ich lernen, wie man Regen oder Sonnenschein kommen läßt, wie man das Vieh verzaubert, wie man sich unsichtbar macht und Goldschätze in der Erde findet.“ Da er aber ein solches Buch nirgends finden konnte, beschloß er endlich, den Rübezahl darum zu bitten: der, hoffte er, werde es ihm schon geben.

Er ging also fleißig in den Bergen umher, bis er nach langer Zeit einmal den Herrn des Gebirges fand. Der saß als ein eisgraues Männlein vor einer schwarzen Höhle und gab ihm ein Büchlein, wie er es erbeten hatte.

Voller Freude eilte er heim damit, um es sogleich zu probieren. Als er es aber aufschlug und lesen wollte, waren es lauter Baumblätter mit krummen Linien und Fasern aber nicht mit Buchstaben, die man hätte lesen können.

Nun erkannte der Mann, daß ihn Rübezahl für seine Habsucht verspottet hatte.

Der arme Student.

Ein fleißiger, aber armer Student reiſte einmal in den Sommerferien über das Gebirge und war in Gedanken verſunken. Ein Herr, der wie ein Kaufmann ausſah, geſellte ſich zu ihm und fing ein Geſpräch mit ihm an. Da zeigte ſich der Student als verſtändig und wohl unterrichtet, und wie ihn der Fremde teilnehmend über ſein Schickſal befragte, ſetzte er ſich nicht prahleriſch aufs hohe Pferd, ſondern erzählte treuherzig und unbefangen, daß er arm ſei und ſich nur durch Unterricht und Abſchreiben forthelfe, daß er noch eine arme Mutter habe, die für andere Studenten waſche und koche, und wie er eben jetzt recht bekümmert ſei, daß er ſich ein gewiſſes Buch nicht anſchaffen könne, deſſen er zu ſeinen Studien bedürfe.

Der Kaufmann hörte ihm mit Teilnahme zu und ſagte: „Zufällig habe ich dieſes Buch bei mir!“ Er rief ſeinen Diener, der eine große Reiſetaſche trug, zog das Buch heraus und ſchenkte es dem Studenten. Wer war nun glücklicher als dieſer! Er hätte am liebſten gleich angefangen zu leſen, wenn er nicht die Geſellſchaft des fremden Herrn ſo lange als möglich hätte genießen wollen.

Als dieſer ſich endlich von ihm verabſchiedet hatte, ſetzte ſich der erfreute Student auf einen Stein und begann fleißig in dem Buche zu leſen. Und ſo ſtudierte er jeden folgenden Tag. Kein zweiter Student auf der ganzen Hochſchule war ſo fleißig wie er.

Eines Tages kam einer seiner Freunde und bot dem Studenten zehn Taler für das Buch. Aber dieser behielt sein Buch und sagte, er wolle sich lieber ohne das Geld behelfen, wenn er nur recht viel lernen könne, und dazu sei ihm das Buch am meisten behilflich. — Ehe ein Monat verstrich, hatte der Student das Buch ganz inne. Als er aber zu den letzten Seiten kam, da lag ein Schein, ein großer Geldschein zwischen den Blättern, in ein sauberes Papier eingeschlagen, und darauf standen die Worte:

„Ein kleines Andenken an den Herrn vom Berge!“ — Nun konnte unser Student ohne Not seine Studien vollenden. Er wurde ein sehr gelehrter und geachteter Mann.

Inhalts-Verzeichnis.

Vorwort 3
Woher Rübezahl seinen Namen hat 7
Glücksmännlein, die Wunderblumen 15
Die Anleihe 34
Die Springwurzel 41
Rübezahl straft einen Wunderdoktor 46
Wie Rübezahl vor Prellerei warnt 49
Der gefundene Esel 51
Der Eichbaum 55
Der geizige Bäcker 57
Der kleine Peter 60
Die Reise nach Karlsbad 67
Der Falke vom Berge 77
Der Förster mit dem Zopfe 81
Mutter Else 84
Die drei Tischlergesellen 96
Mecker-Friede 98
Der grausame Ritter 100
Die harten Äpfel 102
Das Steckenpferd 104
Die gefärbten Badegäste 106
Grünmantel 109
Der Spieler 114
Rübezahl und der Schneider 116
Der alte Schäfer 119
Wanderstab — Wunderstab 120
Das Zauberbuch 124
Der arme Student 125

Aus dem deutschen Osten.

Eine Sammlung guter, spannender Erzählungen.

Empfohlen von der Kgl. Regierung in Posen.

Band 1, Knötel: **Der Hungerturm**
Eine Erzählung aus Glogaus alten Tagen. Preis geb. 75 Pf.

Band 2, Frieben: **An der Grenze** Geb. 75 Pf.

Band 3, Langer: **Das Fürsorgekind**
Eine spannende Erzählung mit sozialem Hintergrunde. Geb. 90 Pf.

Band 4, Freytag: **Der Wachtmeister vom Regiment Baireuth**
Eine Erzählung zur Zeit der friderizianischen Kriege. Preis geb. 75 Pf.

Band 5, Robert Sabel: **Der Räuberhauptmann Burghardt Waldsteiner**
Eine Erzählung aus der Zeit des großen Kurfürsten. Preis geb. 75 Pf.

Band 6, Robert Sabel: **Der Palffy-Husar**
Eine Erzählung aus dem deutschen Kriege (1866). Preis geb. 80 Pf.

Band 7, Przibilla, F.: **Ein treuer Diener seines Herrn**
Eine Erzählung aus der Zeit des Rittertums. Preis geb. 75 Pf.

Band 8, Hyckel: **Leute vom Wege**
Schlichte Dorfgeschichten. Preis geb. 75 Pf.

Band 9, Niedurny, M.: **In ländlicher Stille**
Erzählungen aus dem Dorfleben. Preis geb. 80 Pf.

Band 10, Gebhardt, F.: **Götegard**
Historische Erzählung aus der Wendenzeit. Geb. 75 Pf.

Band 11, Frey, G.: **Unter den Krallen des weißen Adlers**
Eine Erzählung a. d. nationalen Kämpfen d. Gegenwart. Geb. 1,— M.

Band 12, Sabel, R.: **Altes Gold**
Neugesammelte Märchen und Sagen. 90 Pf.

Band 13, Gebhardt, F.: **Gottfrieds Heimkehr**
Eine Erzählung aus der Zeit des 30 jähr. Krieges. Preis 75 Pf.

Band 14, Sonnenfels, Amanda: **Der fliegende Mensch**
und andere heitere Erzählungen. Preis 75 Pf.

Band 15, Grabowski, E.: **Im Erlengrund**
Eine Schmugglergeschichte. Preis 80 Pf.

Band 16, Langer, A.: **Julie Trautmann**
oder Erlebnisse einer deutschen Farmersfrau. Preis geb. 90 Pf.

Band 17, Bürger, E.: **Polnisches Recht** Preis ca. 90 Pf.

Band 18, Hyckel: **Das Wärterhaus** Preis ca. 75 Pf.

Priebatsch's Verlagsbuchhandlung, Breslau I, Ring 58.

A. Fuhrich, Buchdruckerei, Breslau 5.

Biblioteka Śląska w Katowicach
Id: 0030000735465
II 3321 Pracownia Śląsk-